



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 15, Nr. 5 May 15, 1962

Köln: Bund-Verlag, May 15, 1962

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

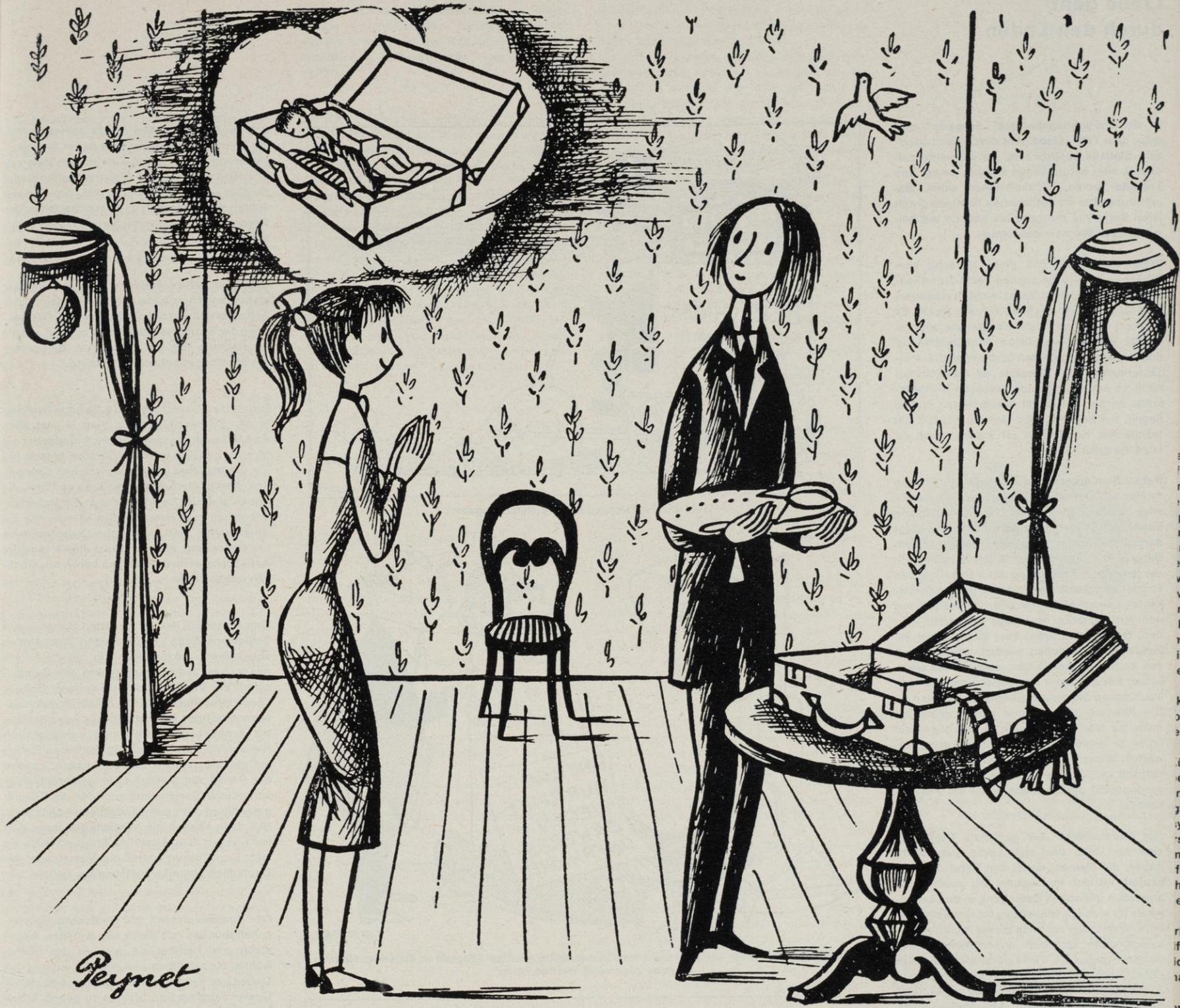
<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 5

Köln, 15. Mai 1962 · 15. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E



„Nimm mich doch mit, Liebling, ich mach' mich auch ganz klein!“

Mit freundlicher Erlaubnis des Rowohlt Verlages, Reinbeck bei Hamburg, dem Bildband „Amor auf Weltreise“ entnommen

Mädchen in Uniform

Französinen werden „unter die Fahnen“ gerufen / Auch das amerikanische Frauenkorps wird verstärkt / Sinnlose Militarisierung

Die französischen Frauen und Mädchen sollen künftig, genau wie die Männer, „unter die Fahne“ gerufen werden können. Zunächst ist eine dreitägige Übung in der Kaserne vorgesehen. Später sollen aber längere Dienstzeiten folgen. Vater dieser „Idee“ ist Frankreichs neuer Premier, M. Pompidou. Die Abgeordneten werden sich mit diesen aufsehenerregenden Plänen auseinandersetzen müssen.

Ebenso verstärkt Amerika sein weibliches Hilfskorps. Und die Propagandisten versichern, daß es ohne Mädchen in Uniform keine „Wehrbereitschaft“ gebe. Kein Land könne darauf verzichten, Frauen zum Hilfsdienst für seine Streitkräfte heranzuziehen.

Die Frage, ob es eines Tages auch bei uns wieder Gestellungsbefehle für Frauen geben wird, gewinnt neue Aktualität durch die angekündigte Notdienstpflicht. Nach dem Vorschlag des Innenministers werden alle Staatsbürgerinnen zwischen dem 18. und 50. Lebensjahr dienstpflichtig, sobald die Regierung sich „in Krisenzeiten“ ihrer Arbeitskraft bedienen will. Ist das nicht ein Weg, der eines Tages auch zu militärischen Einheiten führen könnte?

Der Minister sagt nein und versichert, daß nicht an neue Blitzmädchen und ähnliche Frauenformationen gedacht sei. Doch bei einem Blick auf die Nato-Mächte erhebt sich die Frage, ob nicht diese einmal von der Bundesrepublik verlangen könnten, was bei ihnen zu Hause längst bedauerliche Wirklichkeit ist.

Tatsächlich befreien innerhalb des Nato-Bündnisses nur Belgien und Luxemburg die Frauen vom militärischen Dienst. Alle anderen billigen den Frauen nicht mehr zu, daß der Krieg eine Männersache sei.

In den USA schwitzen gegenwärtig rund 40000 weibliche Rekruten in den Kasernen des „Women Army Corps“, dem weiblichen Hilfskorps der Armee. Nach einem 1948 erlassenen Gesetz sind die uniformierten Mädchen ein regulärer Bestandteil der Armee mit den gleichen Diensträngen wie die Männer!

In acht Wochen Grundausbildung lernen die weiblichen Rekruten mit allen Handfeuerwaffen schießen. Und im kriegsmäßigen Manöver werden sie behandelt wie die Männer. Nicht weniger als 406 Verwendungsarten gibt es für die „Wac's“, wie der Spitzname für die Soldatinnen lautet. Auch haben sie einen eigenen General. Und Obristen mit breiten Goldstreifen an der Galauniform...

Diese weiblichen Berufssoldaten sollen das Gerippe abgeben für die anderthalb Millionen Frauen, welche die Amerikaner im Ernstfall einziehen wollen!

Ein Plan, der sein Gegenstück in England gefunden hat, wo jeder Heeresteil sein eigenes Frauenkorps besitzt. Seit 1941 können auf der Insel Frauen genau wie Männer zum Heer eingezogen werden. Ihre dunkel-

blaue Uniform ist recht kleidsam, aber der Dienst unvorstellbar hart. Bei der letzten Parade, welche die Königin abnahm, fielen nicht weniger als 80 Mädchen um. So lange hatten sie stehen müssen.

Sie werden ähnlich gedrillt wie die amerikanischen Frauenbataillone, deren Angehörige beispielsweise bestraft werden, wenn sie während der Rekrutenzeit einen männlichen Offizier nicht exakt begrüßt haben.

Im Osten haben die weiblichen Einheiten eine lange Tradition. Keineswegs nur als militärische Hilfskräfte, sondern als Kämpferinnen, die bereits manches Gefecht entschieden. Seit 1934 gibt es im Moskauer Kriegsministerium eine eigene Abteilung für die militärische Ausbildung weiblicher Soldaten. Frauen können in der Sowjetunion jeden Rang bekleiden und auch Männer befehlen.

Wir erinnern uns an das letzte Kriegsjahr, als deutsche „Arbeitsmädchen“ die Flak-soldaten für die Front ablösen mußten. Tausende und aber Tausende Blitzmädchen und Wehrmachtshelferinnen, Krankenschwestern und Sekretärinnen bezahlten diesen „Einsatz“ mit dem Leben!

W.

Lieber Kollege Stahl!

Wer so nüchtern und realistisch seine Aufgabe auffaßt, der muß sich durchsetzen. Hätten wir nur Jugendvertreter vom Schlage des Kollegen Stahl – es würde manches anders aussehen.

Grund zur Beunruhigung oder gar Minderwertigkeitskomplexen ist nicht vorhanden. Die Tagesarbeit ist hart, manchmal sogar verdrießlich. Wer will es uns deshalb verdenken, daß wir dem Jugendvertreter eine Art „moralische Aufrüstung“ mit dem Prospekt geben wollten. Ein wenig ins Idealistische überzogen hat noch nie geschadet.

Noch eins. Mit Deinen Gedanken, die die Zusammenarbeit Gewerkschaften – Jugendvertreter betreffen, hast Du vielen aus dem Herzen gesprochen. Ob IG Metall, DPG oder DGB, alle sollten die Tätigkeit der Jugendvertreter mehr ernst nehmen, vor allem aber die älteren Kollegen und Betriebsräte. Dann nehmen sich viele Eigenschaften nicht mehr als Superlative, sondern als echte Qualitäten aus.

Manfred Leiss
IG Metall – Vorstand – Abt. Jugend

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

Das war einmal anders

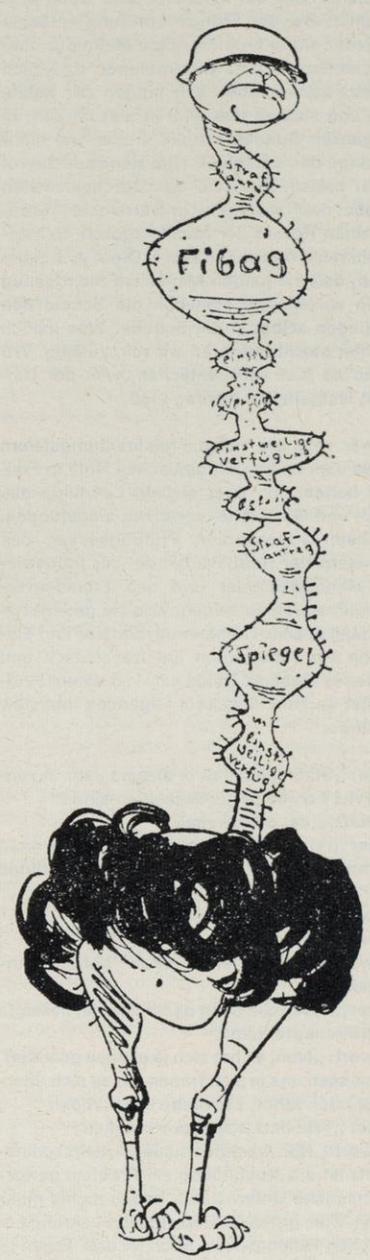
... Der „minutenlange Applaus“ des Bundestags – wenn auch nur auf den Koalitionsbänken – nach der Rede des Ministers über den 15-Milliarden-Verteidigungsetat in der vergangenen Woche läßt schon jetzt erkennen, wie die deutsche Öffentlichkeit – von einigen bösen Nonkonformisten abgesehen – auf die peinliche Gewißheit reagiert, daß die Fibag-Affäre tatsächlich ein Skandal ist.

Man wird das Ganze unbehaglich finden, aber man wird einen Teil des Unbehagens loswerden, indem man auf den „Spiegel“ schimpft und sagt, das sei nun einmal ein „Skandalblatt“. Der Skandal bleibt dann an dem Blatt hängen und nicht an dem Minister. Dann wird man der „Linksprelle“ und den „Linksintellektuellen“ eins auswischen und erklären, sie wollten dem Bundesverteidigungsminister ja nur ans Leder, weil er so scharf gegen die Kommunisten sei. Und schließlich wird man sich daran erinnern, daß ein Minister schließlich „auch nur ein Mensch“ sei. Einen Mann wie Franz Josef Strauß wegen eines „unbedachten Empfehlungsschreibens“ an einen unseriösen Bauunternehmer in die Wüste zu schicken, das könne sich die Bundesrepublik in dieser „ernsten Lage“ (ein Lieblingsausdruck Adenauers) nicht leisten. Es wird noch ein Hinweis auf die Gefahr aus dem Osten und die bedrohliche Lage Berlins folgen, und wer dann noch wagt, vom „Fibag-Skandal“ zu reden, ist ein unverbesserlicher Nörgler – wenn nicht Schlimmeres.

Bis auf einen kleinen Kreis von Menschen, die die Fibag-Affäre nicht für unwichtig und Strauß nicht für unentbehrlich halten, werden alle Bundesbürger so denken. Wenn auch mit Nuancen. Die Moralisten und Puritaner werden eine stärkere Dosis Kommunistenschreck brauchen, um ihre Skrupel loszuwerden als die Besitzer eines Durchschnittsgewissens, aber los werden sie sie alle.

Früher zu Kaisers oder auch zu Eberts oder Hindenburgs Zeiten war das anders. Ein so eklatanter Fall von „Vetterli-Wirtschaft“ wie Strauß' Intervention zugunsten des Bauspekulanten und Fibag-Gründers Schloß, für den nichts weiter sprach, als daß er der Freund des Minister-Duzfreunds, des Passauer Verlegers Kapfinger war, hätte in der Zeit, als das Herz Deutschlands noch preußisch schlug, jeden Minister zu Fall gebracht. Ohne monatelange Pressefehde und ohne wochenlange Ausschußverhandlungen. Der damals noch intakte deutsche Instinkt für das, was sich in Ministerkreisen schickt und was sich nicht schickt, hätte einen Fall wie diesen gar nicht erst zum Skandal werden lassen. Die Aufdeckung der Angelegenheit, sei es durch die Presse, sei es durch die Behörde, hätte genügt, um dem Betroffenen die Flucht aus dem Licht der Öffentlichkeit ratsam erscheinen zu lassen. Auch ein Mann mit einem Fell so dick wie bayrische Lederhosen wäre über eine Affäre dieser Art gestolpert, weil das Fell der öffentlichen Meinung damals nicht so dick war.

Dies soll kein Plädoyer für den preußischen Soldatenstiefel und gegen die bayrische Lederhose sein. Es soll nur einmal gesagt werden um der Fairne und historischen Wahrheit willen, daß gewisse Reaktionen und gewisse Einsichten in das, was sich schickt und was sich nicht schickt, die in Deutschlands preußischer Zeit selbstverständlich waren, in Deutschlands bayrisch-rheinischer Zeit, also in der Bundesrepublik Deutschland, nicht mehr selbstverständlich sind. Wem der Vergleich mit Preußen nicht paßt, wer in ihm reaktionäre und undemokratische Neigungen wittert, dem sei geraten, den Blick nach England zu richten. Auch dort wäre ein Minister, der sein hohes Amt dazu mißbraucht, einem Freund oder dem Freund eines Freundes geschäftliche Vorteile zuzuschancen, keinen Tag länger Minister geblieben, als dies der Öffentlichkeit bekannt geworden wäre. Eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses hätte es gar nicht erst bedurft.



Wenn's nicht schon im Hals stecken bleibt – ein Straußenmaggen kann alles vertragen ... (Abendzeitung)

Was immer der Anlaß, Fibag-Affäre oder sachliches Versagen, der Ruf „Strauß muß gehen“ würde, wenn er aus berufenem Munde käme, die gleiche Wirkung haben wie ein reinigendes Gewitter an einem schwülen Sommertag. Aber kein Berufener ruft, und so bleibt die Fibag-Affäre in der Luft hängen wie eine bedrohliche radioaktive Wolke. Unterempfindlichkeit gegenüber Korruption, Überempfindlichkeit gegenüber Kommunismus und jene Schwäche für Kraftmeier, „Tatmenschen“ und „dynamische Naturen“, die trotz der schlechten Erfahrungen, die man 1933 bis 1945 mit diesem Typ gemacht hat, noch immer in Deutschland grassiert, versperren dem Bundesbürger den Blick für einen so naheliegenden Ausweg aus dem Fibag-Dilemma wie die Rückkehr des Tatmenschen Franz Josef Strauß ins Privatleben.

Gösta von Uexküll

in „Zürcher Woche“ vom 13. April 1962

Vorsicht! Fußangeln für Lehrlinge!

Attacke gegen das Jugendarbeitsschutzgesetz hat begonnen, beweist Waldemar Kelberg

Da war zunächst eine Meldung aus Dortmund. Sie war nüchtern und doch eindringlich: Bei der Frühjahrsprüfung versagte fast jeder vierte Lehrling. Eine Meldung, über die Lehrherren und Unternehmer eigentlich entsetzt sein müßten. Wir gingen der Sache nach und stellten fest, daß in diesem Jahr in der ganzen Bundesrepublik wieder viel mehr Lehrlinge den Entschluß zum Handwerksberuf gefaßt hatten, die Zahl der Durchgefallenen war aber noch weit höher und erreichte prozentual einen Rekord der Nachkriegszeit. Scheinbar ein recht trauriger Rekord. Die Arbeitgeber sagen, daß die jungen Menschen nicht genug lernen wollen. Sie schieben die Schuld den Lehrlingen selbst in die Schuhe. Was jedoch dahinter steckt, erfuhren wir rein zufällig. Wir wollen es hier veröffentlichen, weil der Umstand festgehalten werden muß.

Da war eine der vielen Freisprechungsfeiern dieses Jahres. Im „Europäischen Hof“ in Freiburg hatten sich über siebzig Lehrlinge des Hotel- und Gaststättengewerbes eingefunden, um beim sogenannten Prüfungssessen der Vertretern der Berufsverbände, der Industrie- und Handelskammer und den Fremdenverkehrsdirektoren zu zeigen, was sie gelernt haben. Man speiste Hummermayonnaise und Eisbombe à la Aida, Huhn auf französisch und erlesenes Gebäck. Dabei kam mit einem Prüfmeister so ganz nebenbei folgendes Interview zustande:

Frage: „Stimmt es, daß in diesem Jahr besonders viel Lehrlinge durchgefallen sind?“

Antwort: „Ja, das stimmt.“

Frage: „Ist das für Sie als Unternehmer nicht erschreckend, wo es ohnehin kaum Lehrlinge gibt?“

Antwort: „Damit war zu rechnen.“

Frage: „Warum?“

Antwort: „Wir stellen eben höhere Ansprüche.“

Frage: „Lösen Sie denn damit das viel beklagte Nachwuchsproblem?“

Antwort: „Nun, es hat sich ja einiges geändert, wir müssen uns ja jetzt fragen, ob es sich überhaupt noch lohnt, Lehrlinge auszubilden.“

Frage: „Wie darf man das verstehen?“

Antwort: „Nun, nachdem dem neuen Arbeitsschutzgesetz ist die Ausbildung ein Problem geworden, manche Unternehmer haben nichts mehr davon. Zum guten Schluß sind die Lehrlinge in manchen Fällen gerade noch an drei Tagen in der Woche zu unserer Verfügung.“

Frage: „Glauben Sie, daß manche Unternehmer deshalb vielleicht sogar an dem Durchfallen der Lehrlinge interessiert sind?“

Antwort: „Ich kenne solche Fälle.“

Frage: „Ist das denn richtig?“

Antwort: „Bedenken Sie bitte, daß in unserem Gewerbe die Ausbildung eines Lehrlings allein zweieinhalbtausend Mark kostet, wer will das Geld schon opfern, wenn ihm die Flügel beschnitten werden?“

Das genügt.

Einzelfall? Zufall? Nein, wirklich und leider nicht. Lesen wir einen Ausschnitt aus einer Verlautbarung des Pressedienstes der Deutschen Arbeitgeberverbände in Köln. Manschrieb am 29. September 1960, zwei Tage vor dem Inkrafttreten des neuen Jugendarbeitsschutzgesetzes, von einem „umstrittenen Gesetz“. Und da heißt es weiter: „Die Besorgnis, daß die Bereitschaft der Betriebe, jugendliche Arbeiter zu beschäftigen, angesichts mancher überflüssiger Erschwernisse geringer werden könnte, ist unter diesen Umständen nicht von der Hand zu weisen und wird durch Mitteilungen aus der Praxis bereits bestätigt.“

Was soll also das Geschrei um den Arbeitskräftemangel? Das Interesse an der Ausbildung der Lehrlinge sinkt, weil man mit dem Lehrling nicht mehr beliebig umspringen kann, junge Arbeiter stellt man nur ungern ein, weil man „Erschwernissen“, die durch das neue Ge-

setz angeblich entstehen, aus dem Weg gehen will.

Bleiben wir bei dem Beispiel des Berufes im Hotel- und Gaststättengewerbe. Wir sprachen mit einem Lehrling, der eben nicht im „Euro-

päischen Hof“ von Freiburg im Breisgau seine Leistungen vorführen konnte, weil er bereits durchgefallen war. Er sah nicht danach aus, als wäre er faul oder dumm, Zeugnisse der Volksschule bewiesen haargenau das Gegenteil. Er

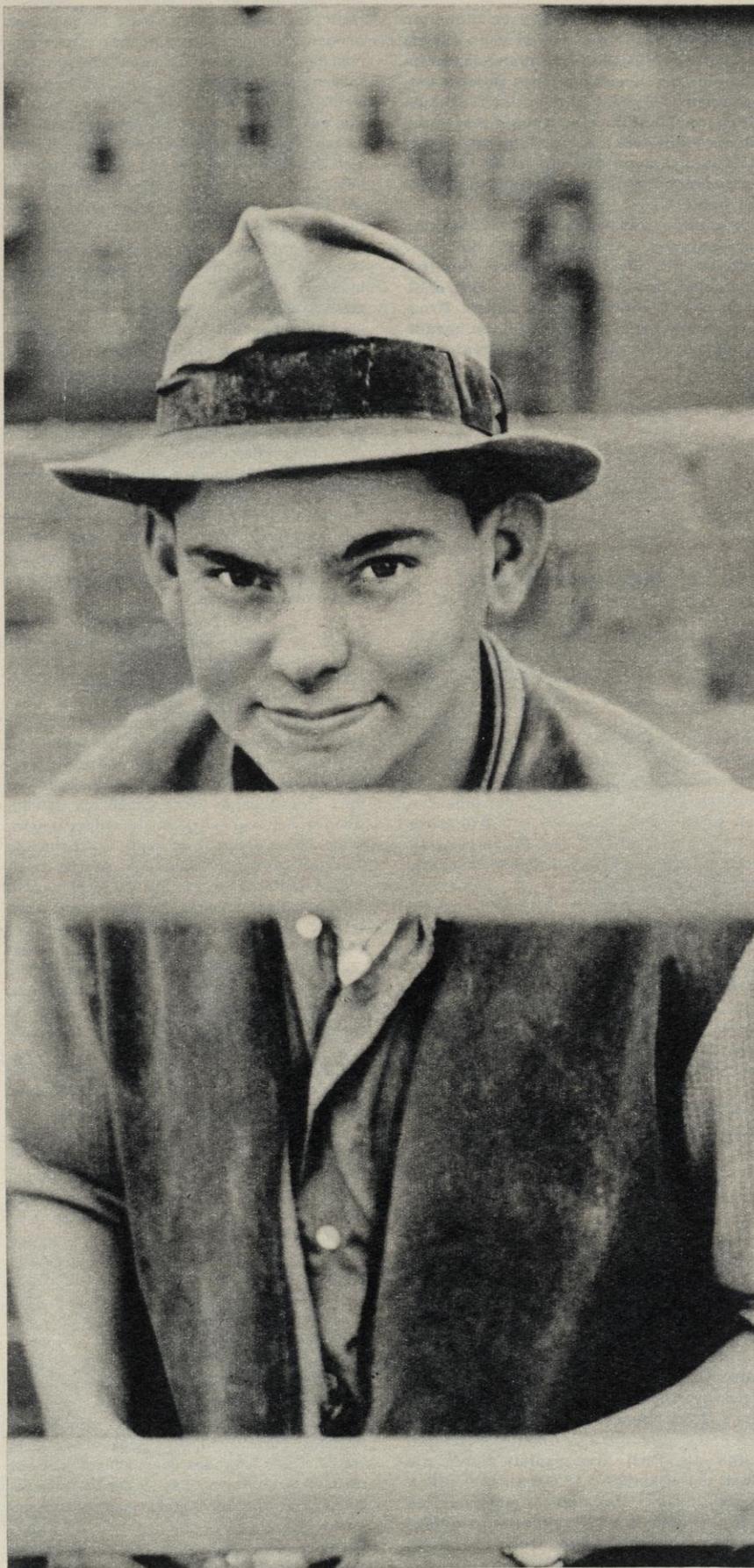
wollte Koch werden. Besonders interessierte er sich für das Problem der Gemeinschaftsverpflegung, das mit den unzähligen Kantinen und Werkküchen immer mehr in den Vordergrund rückt. Er begann seine Lehrzeit in einem typischen Fremdenverkehrshotel. Im ersten Jahr war er mit reinen Botenarbeiten beschäftigt, runter in den Keller, rauf in die Küche, rein in das Lager, zurück in die Küche – Eier holen, Eimer und Konserven stapeln, Öfen heizen – Maschinen überwachen und – für den Koch Zigaretten holen und Bestellungen ausführen. Im zweiten Lehrjahr tat er ebenso nicht mehr und nicht weniger als eine der vielen Hilfskräfte. Es war ihm schier unmöglich, einmal etwas mehr über die Grundregeln der Kochkunst zu erfahren, was er lernte, schnappte er zufällig auf. Er bekam dafür im Monat dreißig und vierzig Mark, während ältere Angestellte für die gleiche Hilfsarbeit dreihundert und vierhundert Mark bekamen, natürlich dazu die freie Verpflegung. War er deshalb unrentabel für den Lehrherren? Nun, nach dem neuen Jugendarbeitsschutzgesetz werden alle Lehrlinge nicht mehr soviel „abwerfen“, wie das früher der Fall war. Und daß es so war, das hat eine Untersuchung im Rahmen einer Examensarbeit des Handwerksforschungsinstitutes der Universität Köln* einwandfrei ergeben. Es wurden dabei die Leistungen des Lehrlings sehr vorsichtig bemessen, während alle Kosten – auch die Aufwendungen an Zeit für die Ausbilder – abgezogen und verrechnet wurden. Trotzdem ergab sich, daß der Unternehmer an einem Lehrling weitaus mehr verdient, als er für ihn ausgibt.

Ein Malerlehrling brachte dabei während seiner Lehrzeit 3928 Mark ein, beim Elektriker waren es 2231 Mark, beim Friseur 4116 Mark, beim Bäcker sogar 6897 Mark, beim Schmied und Schlosser 3222 Mark, beim Maurer 3258 Mark und beim Schreiner 4165 Mark. Vor der Verkündung des Jugendarbeitsschutzgesetzes mußten Jugendliche oft Arbeitszeiten von 50 und 60 Stunden wöchentlich in Kauf nehmen, in Einzelfällen wurden sogar 70 Stunden pro Woche nachgewiesen. Auch heute kommt es noch oft genug vor, daß die gesetzlichen Normen überschritten werden. Das wirkt sich auf die Gesundheit der Jugendlichen nachweislich nicht gerade gut aus. Abgesehen davon, daß der junge Mensch sehr bald merkt, wann und wie er übervorteilt wird und man die Bestimmungen nicht einhält, ihn aber ständig an seine Pflichten erinnert.

Um all diese Vorteile seitens der Arbeitgeber zu behalten, ist gewissen Kreisen alles recht, auch die künstlich unterstützte Tatsache, daß immer mehr Lehrlinge bei den Prüfungen durchfallen oder ihnen schon vorher weisgemacht wird, daß sie allenfalls zum „Hilfsarbeiter taugen“. Wir wissen, daß nicht alle Arbeitgeber so denken, wir wissen, daß es Betriebe mit fortschrittlicher Lehrlingsausbildung gibt, aber die recht häufig auftretenden „Ausnahmereischeinungen“ sind doch sehr bedenklich.

Es geht um die Frage der Ausnutzung der Lehrzeit. Die Gewerkschaften und andere einsichtige Kreise wollen die Ausnutzung zum Vorteil des Lehrlings verstanden wissen, und sie wehren sich mit Recht dagegen, daß man dem angeblich niedrigeren Bildungsstand der Jugendlichen mit einer verlängerten Lehrzeit beggnen will. Man weiß, daß es auch anders geht, nämlich dann, wenn die Lehrzeit zugunsten des Jugendlichen ausgenutzt wird und nicht zugunsten des Arbeitgebers, des Unternehmers. Verlängerte Lehrzeit würde bedeuten, daß den Unternehmern noch länger eine billige Arbeitskraft zur Verfügung steht, mit der er teilweise immer noch machen kann, was er will.

Wir sahen in diesen Tagen selbst hinein in einen mittleren Betrieb der Metallindustrie. Wir sprachen mit Lehrlingen, wir ließen uns erzählen, was sie alles machen müssen. Es wa-





ren oftmals reine Hilfstätigkeiten, für die man beileibe keine Ausbildung benötigt. Es war bedenklich, daß die Lehrlinge die Schuld den älteren Arbeitskollegen in die Schuhe schoben, dabei war es einfach so, daß den gelernten Kräften die Lehrlinge einfach als Hilfskräfte beigegeben werden, weil sonst keine anderen Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Hier und da zeigen die älteren Kollegen schon einmal soviel Zivilcourage und lehnen sich gegen derartige Methoden auf. Aber viele Möglichkeiten, diesen Unfug ganz abzustellen, haben sie einfach nicht. Leider sagt der eine oder andere auch mal: „Das war bei uns früher auch so, warum soll es euch besser gehen.“ Diese Einstellung ist unüberlegt, sie soll darum hier ruhig kritisiert werden. Denn weil es „früher so war“, erreicht ja nur ein so geringer Prozentsatz aller Arbeiter die Pensionsgrenze, man hat mit ihnen Raubbau getrieben.

„Ich habe jetzt vier Monate lang nichts anderes getan, als den Ofen in der Baubude geheizt, das Essen gewärmt und für Zigaretten und Bier gesorgt“, erzählt uns in Mannheim ein Maurerlehrling auf der Baustelle glaubhaft, er kam gerade wieder von einem Botengang zurück. Bisher hatte er noch nicht einmal zusehen können, wie eine Betondecke eingegossen wird...

„In meinem ersten Lehrjahr habe ich nur Steine geschleppt“, schimpfte ein anderer Lehrling, und er war sogar auf einer staatlichen Baustelle tätig. Soll einer meinen, daß ihm das Steineschleppen nicht geschadet hat, die Untersuchungen beweisen das Gegenteil. Man muß sich nur einmal die Musterungsergebnisse für die Bundeswehr ansehen, sie sprechen Bände und sind wohl in ihrer Objektivität auch nicht von den Unternehmern anzuzweifeln. Die Krankenkassen haben schon vor Jahren festgestellt, daß dreißig v.H. der arbeitenden Jugendlichen dringend zu einer Kur geschickt werden müßten. Sie gehören später auch zu den siebzig v.H. aller Arbeiter, die vor der Erreichung der Altersgrenze Invalide werden.

Die Notwendigkeit eines Jugendarbeitsschutzgesetzes nach modernsten Gesichtspunkten dürfte von niemand bestritten werden, dem der junge Mensch noch etwas mehr gilt, als nur eine billige Arbeitskraft. Daß selbst das neue Gesetz noch Lücken hat oder nicht ausreichend befolgt wird, ist nicht gerade entmutigend, wenn auch ein Warnsignal. Das größte Warnsignal dürften aber die Erscheinungen sein, die wir eingangs beschrieben und bewiesen haben. Wie sagte ein anderer Arbeitgeber, mit dem wir sprachen? „Ich bilde keine Lehrlinge und auch keine Gesellen mehr aus, ich stelle mir Hilfsarbeiter an, die lenke ich in eine bestimmte Arbeitsrichtung, und sie sind genauso viel wert wie eine Fachkraft.“ So ist das also, es kommt bei allem nur auf den Gewinn an. Der Jammer wegen mangelnder Fachkräfte scheint wohl nur dann angestimmt zu werden, wenn es darum geht, fehlerhafte Arbeiten oder Zeitverzögerungen zu entschuldigen.

An dem Problem der Lehrlinge merken wir, daß wir immer noch im Umbruch stehen, daß die Meinungen über gesunde sozialwirtschaftliche Verhältnisse noch immer sehr auseinandergehen. Und es heißt wohl, wachsam zu sein und alle Augen aufzuhalten, bevor gewisse Kreise es wieder mit allerlei geschickten Manipulationen fertiggebracht haben, das soeben mühsam erkämpfte Jugendarbeitsschutzgesetz zu umgehen.

Wir haben Erscheinungen aufgezeichnet, die es verdienen, festgehalten zu werden.

* Hans Wahrmut: „Die Kosten und Erträge der Lehrlingshaltung im Handwerk“, erschienen im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz.

Der Mann im Käfig

Erzählung von Ernst Kreuder

Der breitschultrige Mann, einundfünfzig, der Schreiben (Erzählungen, Romane) nicht für einen Beruf hielt, sondern für ein Glücksspiel, setzte sich jeden Morgen um fünf an den Schreibtisch, nüchtern, mit einer Tasse Kaffee, Pfeife und Tabakdose neben sich. Er schrieb mit der Füllfeder. Im Haus und auf der Straße blieb es noch eine Zeitlang still, der Tag war noch jung.

An diesem regenkühlen Sommermorgen läutete es plötzlich an seiner Wohnungstür. Er zuckte im Schreiben zusammen, blickte auf die Uhr. Halb sieben. Er befand sich in Schreibstimmung, jener hauchdünnen Trance, die unerlässlich ist, um das, was er für lesbare Prosa hielt, zustande zu bringen. Die Erzählung, an der er schrieb, hieß: „Das Zeitalter der Lieblosen.“

Wenn ich mich nicht rühre, wird man später wiederkommen, dachte er. Dann hörte er, wie die Wohnungstür geöffnet wurde. Schritte kamen über den Gang, die Tür fiel ins Schloß. Er blickte vom Manuskript hoch. Zwei große, junge Mädchen kamen aus dem Flur auf ihn zu. Ihre Trenchcoats und Baskenmützen zeigten keine Regenspuren. Sie lächelten ihm entgegen. Dann lehnten sie sich gegen den Türrahmen, und ihr Lächeln schwand. Die Dunkelhaarige, mit den roten, unbemalten Lippen, sagte:

„Wir bitten um Entschuldigung. Es tut uns leid. Wir müssen Sie aber bitten, mit uns zu kommen.“

„Mitten aus der Arbeit?“ sagte der Schriftsteller.

„Wir wissen es“, sagte die Blondhaarige mit den blassen Lippen.

„Darf ich fragen, worum es sich handelt?“ sagte der Autor.

„Wir haben Ihre Bücher gelesen“, sagte die Dunkelhaarige mit der kehligen Stimme. Große, graugrüne Augen.

„Wir möchten Sie beim Wort nehmen“, sagte die Blonde mit der Singstimme. „Wir möchten Ihre Worte, Ihre Gedanken verwirklichen.“

„Was ich geschrieben, verwirklichen? Dazu ist doch niemand imstande!“ Mit dem kühlen Lächeln, das noch ohne Kälte war, sagte die Blonde: „Wir sind nicht nur bewaffnet.“ Längliche, wasserhelle Augen.

„Ich bin noch ohne Frühstück“, sagte der Autor. „Würden Sie mir die Freude machen, das Frühstück mit mir zu teilen?“

„Bei uns“, sagte die Dunkle, „wartet Ihr Frühstück auf Sie. Wir möchten Sie herzlich bitten, gleich mit uns zu kommen.“

„Wohin?“ fragte der Autor. Durchs offene Fenster hörte er draußen das Milchauto heranzufahren und hupen. Der Regen hatte aufgehört.

„Wir dürfen es nicht sagen.“ Die Blonde lächelte mit halbgeschlossenen Augen. Er fühlte sich bereits zu der Dunkelhaarigen hingezogen. Ihrer Anmut fehlte jedes Pikante, doch das Arglose, Träumerische ihrer Lippen und Augen nahm ihn zusehends gefangen. Studentinnen, dachte er, Anfang zwanzig.

„Zeigen Sie mir Ihre Waffen.“

Unter den aufgeknöpften, brasilbraunen Trenchcoats sah er die weißen Pistolentaschen. Rote Gürtel. Blauer Waschsamtrock, weiße Hemdbluse.

„Niemand“, sagte der Autor, „wird mir Ihren Besuch glauben. Schreiben Sie bitte Ihre Namen auf diesen Notizblock.“

„Wir dürfen es nicht“, sagte die Blonde mit dem halben Versprechen ihres Lächelns. Die Dunkle schaute ihn mit arglos geöffneten Lippen an.

„Unser Wagen steht draußen“, sagte die Blonde, sibyllenhaft lächelnd. —

Auf dem Rücksitz saß er neben der Dunkelhaarigen. Die Blonde am Steuer rauchte. Sie fuhren den Wäldern zu, seewärts. Mitten auf der schmalen Waldchausee hielt der Wagen mit laufendem Motor.

„Wir müssen es leider tun“, sagte die Dunkle mit der kehligen Stimme. Sie zog einen schwarzen Seidenschal aus dem Trenchcoat,



taltete ihn zusammen, blickte den Autor zärtlich an. Er nickte. Als ihre Finger seine Stirn berührten, zuckte er zusammen. Behutsam band sie den Schal um seine Augen, knotete ihn im Nacken fest. Der Wagen zog an, nach einiger Zeit konnte er das Meer riechen. Ihre Hand ruhte leicht auf seiner Hand.

Die Fahrbahn wurde uneben, holprig, zuletzt fuhren sie über knirschenden Sand. Ein Gitter fiel hinter ihnen zu. Beim Aussteigen half ihm ihre Hand. Ein Fenster öffnete sich knarrend.

„Nichts. Wir brauchen nichts.“ Eine dunkle Frauenstimme.

„Phönix“, sagte die Singstimme der Blondes. Eine Tür wurde aufgeschlossen. Im Gang wurde der Schal von seinen Augen fortgezogen. Er sah die Träumerische im Halbdunkel vor sich stehend, arglos lächelnd, mit diesem nie zu beschreibenden Blick.

„Wer sind Sie denn?“ fragte er. Sie schloß verneinend die Augen. Durch den Flur führte sie ihn in die große, verdunkelte Hotelhalle. Marmorsäulen, Teppiche, Sessel, Spiegel, Palmkübel, Tischchen. Hinter den Säulen standen, zugedeckt, hohe Stangenkäfige.

„Man hat hier für Sie gedeckt.“ Sie deutete auf ein Tischchen, nahm ihm gegenüber Platz. Die blaßlippige Blonde brachte das Frühstückstablett. Der Autor lobte den Ceylontee, das weichgekochte Ei, den Toast, die bittere Orangenmarmelade. Durch die Risse der Käfigplanen sah er Licht schimmern. Er hörte halblaute Worte, Husten, keine Schritte.

„Dort drin“, er deutete auf die Käfige, „das hört sich nicht nach Löwen an.“

„Man ruft mich Fancy“, sagte das große dunkle Mädchen. „Ich bin einundzwanzig.“ Es zog den brasilfarbenen Trenchcoat aus.

„Habe ich früher nicht einmal etwas Ähnliches geschrieben?“ sagte der Autor.

„Man wird sehen“, sagte Fancy, „kommen Sie bitte gleich mit.“

Er ging neben ihr über die Teppiche und roch ihr Haar, Nußblätter. Vor dem ersten Käfig warf sie die Plane mit Schwung nach oben.

Drin, unter der schirmlosen Glühbirne, saß ein gedrungener Mann auf einem Feldbett. Hemdsärmelig, strümpfig. Wirres, graues Haar. Aus geröteten Augen startete er sie kalt durch die Gitterstangen an.

„Guten Morgen“, sagte Fancy freundlich. „Damit werden Sie nicht durchkommen“, sagte der Mann im Käfig. Die kalten Augen kannten das Töten. „Sie haben mir am Strand gut gefallen. Schade um Sie. Für das hier werden Sie nicht mehr vor Gericht gestellt, sondern an die Mauer. Schade. Zu hübsch, für eine einzige Salve. Zu jung, um von Geschossen zerrissen zu werden.“

Der Autor biß die Zähne zusammen. Der Griff ihrer Hand um seinen Arm wurde unerträglich. „Um Himmels willen“, sagte er. „Wer ist dieser Mann?“

Seinen schmerzenden Arm streichend, leise, gefaßt sagte sie: „Der Kriegsminister.“

Der Autor holte tief Atem, atmete tief aus. „Nun wohl“, sagte er zu dem Mann auf dem Feldbett, „das ist Ihr Amt. Schießen und erschießen lassen. Es hat Sie niemand zu diesem Amt gezwungen. Man wird dieses Mädchen vermutlich erschießen. Sie ist nicht nur anmutig, jung. Ich schäme mich nicht zu sagen, hold, holdselig. Das vernichtet Ihrsgleichen doch am liebsten.“

Der Kriegsminister schniefte.

„Dafür“, sagte der Autor, „wird es Sie vorher treffen. Sie haben eine Chance; man wird sich mit Ihnen unterhalten, die Pistole in der Hand.“

„Bluff“, der Kriegsminister winkte ab. Der Schriftsteller bat Fancy, ihm behilflich zu sein, zwei Sessel zu holen. Unterwegs fragte er sie: „Wer sitzt in den anderen Käfigen?“

„Ein Multimillionär“, sagte Fancy, „ein Scharfrichter, ein Kriegskemiker, Waffenhändler.“

„Wie sind diese Männer hergekommen?“

„Wir lernten sie am Strand kennen, wir sind nett zu ihnen gewesen, dann wurden sie von unseren Klubschwestern entführt.“



„Klub? Was ist das für ein Klub?“
„Wir dürfen nichts sagen.“

Sie trugen die Sessel vor den Käfig, der Autor erhielt ihre Pistole. Er entscherte, zielte auf den Kopf des Unteretzten, drückte ab. Das Geschoß fuhr handbreit am Kopf des Grauhaarigen vorbei, der sich blitzschnell duckte. Der Knall dröhnte und rollte durch die Halle.

„Wir spielen hier nicht Theater“, sagte der Autor. „Mag es Kriegsminister geben müssen, wir wollen das hier nicht untersuchen. Wir möchten mit Ihnen über den Menschen sprechen, der sich im Kriegsminister befindet. Mit dem Menschen meinen wir das Wesen, das einen Spiegel besitzt. Der Himmel, die Wolken, die Bäume, der Strom, das Meer spiegeln sich darin. Tiere und Menschen. Auf die Spiegelung der Welt antwortet die Seele mit Empfindungen. Wir meinen das Geheimnis seiner Herkunft, die Größe des Menschen besteht nicht in seinen hohen Leistungen, sondern in seinen tiefen Empfindungen. Heute sind es vielleicht nur die einfachen, stillen, unbekannt Menschen, die der tiefen Empfindungen fähig sind. Die Insichgekehrten. Auch vom Menschen im Kriegsminister möchten wir erwarten, daß er sich diese Empfindungen bewahrt, daß er sie erneuert durch Erlebnisse mit den Erscheinungen der Kunst. Durch gute Filme, durch die Lektüre unserer Dichter, durch die Beherzigung der Lebenswerke unserer Maler und Komponisten. Sie sind heute allen in einem Maße zugänglich, das ohne Beispiel scheint. Was kennen Sie davon, Herr Kriegsminister?“

Der Mann im Käfig schniefte. Weit hinter ihnen, in der Rezeption, läutete das Telefon. Fancy ging hinüber. Am Empfangstisch nahm sie den Hörer ab. Hörte zu, nickte, legte wieder auf. Dann stellte sie das große Rundfunkgerät an. „In fünf Sekunden“, sagte eine männliche Stimme, „ist es acht Uhr.“ Gong. Eine klare weibliche Stimme sagte: „Wir wiederholen einen Teil der Frühnachrichten. Das Kabinett ist nach mehrstündiger Sitzung um Mitternacht zurückgetreten. Der Präsident prüft die Vorschläge der provisorischen Regierung, in der sich nur Frauen befinden werden. Die Fahndung nach dem verschwundenen Kriegsminister läuft auf vollen Touren. Man spricht davon, ihn unter Anklage wegen Unmenschlichkeit zu stellen. In fünfzehn Minuten bringen wir weitere Meldungen.“ Fancy schaltete ab, sie kam zurück.

„Was kennen Sie von Lenu, von Mörike, von Brentano, von Trakl, Herr Kriegsminister?“ fragte der Autor. „Von unseren Malern, Bildhauern, Musikern? – Gute Filme? Sahen Sie ‚Orphée‘? Sahen Sie ‚Hiroshima – mon amour‘, den ‚Rikscha-Mann‘? Gingen Sie in den KZ-Film ‚Nacht und Nebel‘? Ihr Körper ist wohlgenährt. Womit nährten Sie Ihr Herz?“

Das Gesicht des Kriegsministers sah einer Nachbildung aus trübem Wachs ähnlich.

„Anklage wegen Unmenschlichkeit“, sagte Fancy, „bedeutet das nicht den Strang? Können wir etwas für Sie tun?“

„Besitzen Sie ein schnelles Boot?“ fragte der Wachsgesichtige schwerzünftig.

„Wir könnten Sie für einige Tage in Sicherheit bringen“, sagte Fancy. „Danach müßten Sie ins Ausland.“ –

In der Nacht hatte es geregnet. Das Meer leuchtete blau und still. Weiße Wolken verhüllten die Sonne. In der Lichtung auf der von der Flußmündung entlegenen Insel standen drei olivgrüne Zelte. Streng riechendes Buschdickicht ringsum. In der verschliffen Bucht lag das Boot. Auf einer Decke im feuchten Gras vor seinem Zelt lag der Schriftsteller und rauchte. Er sah dem großen, dunkelhaarigen Mädchen zu, wie es Hartspiritusriegel in den Kocher legte und anzündete. Dann stellte es den Wassertopf darüber. – Es trug an diesem Morgen helle Shorts, einen grünen Sweater, Slippers. Aus einer Büchse schüttete es gemahlene Kaffee in den Topf.



„Es darf nur einmal aufwallen“, sagte der Autor.

„Ich weiß. Sind Sie denn schon lange wach?“ Ihr Gesicht war noch gerötet vom Schwimmen.

„Seit fünf. Der Kocher befand sich in Ihrem Zelt.“

„Gefällt es Ihnen hier?“ fragte das Mädchen.

„Überaus, solange Sie hier sind.“

„Bis zum Nachmittag werde ich bleiben können.“

„Möchten Sie nicht länger bleiben?“

„Ja. Nein. Ich muß mich zurückmelden.“

„Niemand“, sagte der Schriftsteller, „es muß niemand zurück. Was haben Sie für Augen, Fancy? Ich werde sie niemals beschreiben können.“

„Es kocht. Was für Augen?“

Sie schlürften den heißen Kaffee aus der gleich heißen Blechdose.

„Als bestünden sie aus nichts als aus Empfindung.“

„Finden Sie, daß ich noch sehr jung bin?“ fragte Fancy.

„Meine Freunde nennen mich Henri.“

„Henri?“ Die Blechdose vor den roten, unbemalten Lippen, betrachtete sie ihn lächelnd. Nickte.

„Vielleicht“, sagte er, „liegt es daran, daß dein Blick nichts enthält, was von der Erde stammt, von der greifbaren Wirklichkeit. Nicht einmal soviel wie ein Hauch. Unbegreifliches Scheinens, unbegreifliche Lieblichkeit.“

„Hörst du's, Henri?“
Im dritten Zelt summte ein Gerät. Der Kriegsminister schien wach geworden. Auf seinen Wunsch hatte man ihm gestern das Kofferradio überlassen. Man hörte ihn im Zelt hantieren, er hustete. Plötzlich drang die Stimme des Nachrichtensprechers durch die Stille „... wurde in den frühen Morgenstunden gestürzt. Die Mitglieder der provisorischen Frauenregierung sowie der ihr unterstellte ‚Klub der freien Schwestern‘ wurden festgenommen und in die Zitadelle gebracht. Die Armee steht hinter den neuen Machthabern. Der geflohene Kriegsminister wird in seinem Amt erwartet. Das Fernsehen wird stündlich sein Foto bringen.“

Das Gerät wurde abgeschaltet. Der Autor nahm die heiße Blechdose von den Lippen der Dunkelhaarigen. Er legte seinen Arm um ihren jugendhaften Nacken. Er spürte, wie sie zitterte. Der Kriegsminister trat aus seinem Zelt. Stiefel, Breeches, Kakihemd, Cordjacke. Die weißen Wolken gaben die Sonne frei, sie traf in das gedunsene, graue Gesicht des Grinsenden, die harten Augen blinzelten. Er schob die fetten Hände in die Hosentaschen. „Die Armee“, rief er krächzend, „haben Sie es gehört, meine Damen und Herren? Die Armee steht wieder hinter uns!“ Hustend atmete er aus.

„Hier ist der Zündschlüssel“, sagte das dunkelhaarige Mädchen. Mit der anderen Hand bedeckte es seine Augen. Der Kriegsminister schob den Zündschlüssel in die Tasche. Schweigend reichte der Autor ihm die Pistole. „Nicht nötig“, sagte der Kriegsminister und gab sie ihm zurück. „Sie haben mir gestern das Leben gerettet. Verschwinden Sie bald von dieser Insel.“

„Ohne Boot?“ sagte der Autor. Sein Arm bedeckte das Gesicht des schluchzenden Mädchens.

„Man wird das Boot rechtzeitig hierher zurückbringen. Danach haben Sie vierundzwanzig Stunden Zeit, unser Land zu verlassen.“ – Später hörten sie, wie der Bootsmotor ansprang. Dann war noch das Zerbrechen des Schilfes zu hören und das Brausen, als das Boot im freien Wasser Fahrt bekam.

„Nichts“, sagte das anmutige Mädchen, „jetzt gibt es nichts mehr.“

„Zeit“, sagte der Mann. „Sie wird sich in unserer Empfindung vertiefen.“



Am Vorabend des 5. Bundesjugendkongresses des DGB, der im Hause der Jüdischen Gemeinde in Berlin stattfand, wurde in einer künstlerischen Darbietung ein Querschnitt durch die Zeit der Weimarer Republik gegeben. Höhepunkt der Veranstaltung war ein Interview mit dem Regisseur Erwin Piscator, der damals die meisten Zeitstücke inszenierte und auch heute noch seine avantgardistische Linie vertritt. Glanz, Elend und Untergang einer Republik wurden gezeigt. So war es nicht nur eine künstlerische Darbietung, sondern gleichzeitig eine Mahnung an die Lebenden und die Jugend.





Was die Jugendkonferenzen der dem DGB angeschlossenen Gewerkschaften ganz allgemein auszeichnet, ist Diskussions- und Entschlußfreudigkeit. Diese Eigenschaften sind Beweise dafür, daß die jungen Menschen in den Gewerkschaften dazu erzogen werden, Gründe und Gegengründe abzuwägen und die Schlagworte aus den Diskussionen zu verbannen. Das bewirkt aber auch, daß diese jungen Menschen nicht zu gängeln sind, sondern vielmehr, wie Willi Richter es launig in seiner Begrüßungsansprache an die Delegierten der 5. Bundesjugendkonferenz des DGB in Berlin sagte, die Jugend durch ihre Aktivität und ihren weit gezogenen Aufgabenkreis dem Bundesvorstand des DGB mitunter Kopfschmerzen bereiten, die in Kauf genommen werden, weil „die Jugend, die keine Aktivität entwickelt, auch nicht in der Lage ist, später mit den gewerkschaftlichen Aufgaben fertig zu werden“.

Ursprünglich sollte die Konferenz in München stattfinden, aber dann kam der 13. August mit der Errichtung der Schandmauer in Berlin. So war es fast selbstverständlich, daß die Jugend nach Berlin ging, um ihre Solidarität mit der bedrängten Stadt zu bekunden und darüber hinaus Verbundenheit mit den unterdrückten Deutschen in Ostberlin und Mitteldeutschland. Man hätte bei dieser Konferenz und ihren temperamentvollen Diskussionen mehr als einmal wünschen mögen, daß die Jugend der Ostzone hier hätte zuhören können, um ein Bild davon zu bekommen, was eine wirklich freie Jugend ist, die offen ihre Meinung vertreten kann, auch wenn sie mit der ihrer führenden Kollegen nicht immer übereinstimmt.



Der Vorsitzende des DGB, Willi Richter, rief die Jugend zur Aktivität auf.

Fotos: Udo Hoffmann

Es war selbstverständlich, daß diese Jugend ihre Stimme gegen alle Atomversuche erhob und sich dagegen wehrte, daß man die östlichen Versuche als Maßnahmen für den Frieden deklarierte. Sie erhob ihre Stimme für alle unterdrückten Völker, die unter Diktatoren leben müssen; sie setzte sich für die Freilassung des Kollegen Heinz Brandt ein, der vor einem Jahr von ostzonalen Häschern entführt wurde und heute in einem Zuchthaus der Ostzone gefangengehalten wird; sie setzte sich ein für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Israel, nachdem der Jugendausschuß des DGB aus Solidaritätsgründen bereits ihren Vertreter zur Tagung der größten internationalen Jugendorganisation (Way) zurückgezogen hatte, weil Marokko, wo die Tagung stattfindet, der israelischen Jugend die Einreise verweigert. (Es ist zu wünschen, daß auch der Deutsche Bundesjugendring aus Solidaritätsgründen sich dem Entschluß der Gewerkschaftsjugend anschließt.) Die jungen Delegierten sammelten auf ihrer Tagung einen erheblichen Geldbetrag, der dem Aufbau freier Gewerkschaften in Algerien dienen soll. Sie legten an den Gedächtnisstätten für die Opfer des Nationalsozialismus Kränze nieder und gelobten, daß eine solche Zeit nie wiederkehren soll. Gewiß, das sind Kleinigkeiten, aber sie zeigten, daß diese Jugend es ernst meint mit ihrem Bekenntnis gegen jede Unterdrückung des Menschen. Es fehlten auf dieser Konferenz die Anträge und Entschlüsse zur Kontaktaufnahme mit der ostzonalen Jugend. Die Erkenntnis hat sich durchgesetzt, daß die Machthaber der Ostzone Kontakte unmöglich machen. Diesmal wurden Kontakt-

aufnahmen zur Jugend in Polen und Jugoslawien erörtert. Leider stehen einer solchen Kontaktaufnahme noch Beschlüsse des IBFG im Wege.

Der Geschäftsbericht, den Edmund Duda gab, zeigte in der Mitgliederbewegung eine absinkende Tendenz. Fast 80000 junge Mitglieder weniger als vor drei Jahren. Auch Duda wußte, daß als Gründe nicht allein der Geburtenrückgang und die Einziehung zur Bundeswehr ausreichen und machte eine Reihe Vorschläge, wie die Mitgliederzahl wieder zu erhöhen ist. Edmund Dudas Ausführungen gipfelten in der Forderung, daß die gewerkschaftliche Jugendarbeit mehr noch als bisher in den Betrieb zu verlegen ist und insbesondere die Kontakte zu den Betriebsräten und Betriebsjugendsprechern zu verstärken sind. Dabei brauche die überbetriebliche Gruppenarbeit nicht unbedingt zu leiden, sondern beide Formen der Arbeit sollten sich ergänzen. Die Bildungsarbeit sei noch zu verstärken.

Leider erwies sich, daß dieses Grundthema in der Diskussion viel zu kurz kam, denn die eigentliche Diskussion entzündete sich weitgehend am politischen Inhalt des Referats von Werner Hansen, der aber zu dem von Duda angesteuerten Thema noch eine Reihe von Anregungen gab.



Hansen bekam Zustimmung zu seinen Ausführungen über die Gewerkschaften als Kampf- und Widerstandsorganisation gegen alle undemokratischen Maßnahmen in der Bundesrepublik und in der Darlegung der Grenzen zwischen einer unabhängigen Gewerkschaftsbewegung und politischen Parteien. Er fand auch Zustimmung darin, daß die Gewerkschaften keine Ersatzpartei sein können, vielmehr sei es Aufgabe der jungen Menschen, sich in den Parteien politisch zu betätigen.

Starker Beifall unterstützte Hansens Erklärung zur Koordinierungsdebatte im Bundesvorstand des DGB. Hansen sagte wörtlich: „Wenn im Rahmen der im Bundesvorstand des DGB im Augenblick geführten Koordinierungsdebatte Absichten vorhanden sein sollten, satzungsmäßige Einschränkungen an bisherigen Rechten der Gewerkschaftsjugend vorzunehmen, so sollten wir das zurückweisen.“ Die Ausführungen Dudas erweiternd sagte Hansen, daß für die Unternehmer die Demokratie am Fabrikator aufhöre, aber gerade in den Betrieben werde unsere demokratische Zukunft entschieden. Heute noch sei in den Betrieben eine einseitige Herrschaftsstruktur vorhanden.

Es gab viele Punkte, bei denen die Jugend ihrem „Boß“ zustimmend folgte, aber in den entscheidenden Fragen, die Hansen aufgeworfen hatte, folgte sie ihm nicht. Mit großer Mehrheit lehnte die Konferenz jede Einschränkung der politischen Aktivität der Gewerkschaftsjugend ab. Insbesondere wurde eine Änderung der Haltung in der Wehrfrage abgelehnt. (Die 3. Bundesjugendkonferenz in Düsseldorf 1954 hatte jeden Wehrbeitrag mit Hinweis auf die Wiedervereinigung abgelehnt.) Statt dessen wurden Bundesregierung und politische Parteien aufgefordert „politisch initiativ zu werden, um deutsche Abrüstungsvorschläge zu entwickeln, anstatt einen immer größeren deutschen Beitrag zum Wettrüsten zu liefern“. Die Delegierten lehnten gegen nur eine Stimme und fünf Enthaltungen Notstandsgesetze und Notdienstverpflichtung ab, weil beide Vorhaben geeignet sind, elementare Grundrechte, besonders das Koalitions- und Streikrecht der Bundesrepublik zu schwächen. Der Bundesvorstand des DGB wurde aufgefordert, „alle geeigneten Maßnahmen zu treffen, damit die Bundesregierung gehindert wird, ihre Pläne zu verwirklichen...“

Das waren die maßgebenden politischen Entscheidungen der jungen Delegierten. Sie offenbaren ein tiefes Mißtrauen gegen die politischen Machthaber in der Bundesrepublik, ein Unbehagen, das weit über die Kreise der Jugend hinausgeht. Sie ist seit Bestehen der Bundesrepublik allzuoft als Stiefkind behandelt worden. Der Leidensweg des Jugendarbeitsschutzgesetzes spricht allein Bände. Man wird der Jugend nur allzuleicht vorwerfen, daß sie nicht real denkt, aber die Realitäten der Bundesrepublik sind nicht erfreulich – und die Schatten der Vergangenheit mahnen. Werner Hansen und die Delegierten – freie Menschen – sind verschiedener Meinung in manchen Fragen. Sie haben beide ihre Meinung gesagt. Verschiedene Meinungen zu haben, das ist das Salz der Demokratie, denn Demokratie ist Diskussion. Auf dem Bundeskongreß des DGB in Hannover wird sich entscheiden, wie weit die politischen Anschauungen der Jugend auch die der älteren Kollegen sind, mit denen die jungen Kolleginnen und Kollegen untrennbar verbunden sind, weil sie in ihren Zielvorstellungen das gleiche wollen, den sozialen Rechtsstaat, der die Bundesrepublik heute nicht ist. Es besteht kein Zweifel, daß die Gewerkschaftsjugend ihn mit Zähnen und Klauen gegen alle diktatorischen Bestrebungen verteidigen würde.

So ist das Ergebnis des 5. Jugendkongresses des DGB auch ein mahnender und unüberhörbarer Aufruf an die Regierung und die Parteien der Bundesrepublik.



Freiheit fällt nicht in den Schoß

Während der Beratungen des 6. Gewerkschaftsjugendtages der IG Bergbau und Energie in Essen wurde ein Initiativantrag eingebracht, in dem die Bergbaujugend die Auffassung vertritt, daß der Kreis der Atomkräfte auf der Welt nicht vergrößert werden darf. Auch die NATO darf nicht mit derartigen Waffen ausgerüstet werden. Ganz besonders wandten sich die Delegierten dagegen, daß eventuell der Bundesregierung die Verfügungsgewalt über Atomwaffen erteilt wird. Der Antrag wurde einstimmig angenommen.

Die jungen Bergleute befürworteten die Einführung eines 9. Schuljahres in allen Ländern der Bundesrepublik und den Ausbau des Zweiten Bildungsweges. Sie empfahlen weiterhin, daß man hierbei in den Schulen ein „berufsbezogenes Schuljahr“ einführt, um die Schüler auf die Berufe vorzubereiten.

Heinrich Gutermuth teilte mit, daß man auch an die Errichtung eines gewerkschaftseigenen Instituts zur Erreichung der Hochschulreife denke.

Kritisiert wurde die mangelnde politische Bildung an den Schulen.

In den Anträgen und Diskussionen kam zum Ausdruck, daß das Jugendarbeitsschutzgesetz im Bergbau in der Praxis von den Unternehmern unterhöhlt wird. Der Hauptvorstand wurde darum aufgefordert, Musterprozesse in den strittigen Fragen des Jugendarbeitsschutzgesetzes zu führen. Gegen eine geplante Novelle des Gesetzes verwahrte sich die Konferenz.

Die Teilnehmer des Arbeitskreises Jugendpflege sprachen sich dafür aus, die jugendpflegerische Arbeit der Gewerkschaftsjugend wie bisher beizubehalten. Gerade in der heutigen hektischen Zeit ist es ganz besonders wichtig, dem Jugendlichen in der Gruppe Kameradschaft und Verständnis unter Gleichaltrigen zu bieten.

Die Schulungsarbeit der Gewerkschaft für ihre jugendlichen Mitglieder soll weiter forciert werden; im letzten Jahr nahmen an den Wochenendschulungen, Abendkursen und Wochenlehrgängen der IG Bergbau und Energie über 10000 Jugendliche teil.

Zum Abschluß des Essener Jugendtages sprach der fünfunddreißigjährige Berliner Senator für Bundesangelegenheiten Klaus Schütz zum Thema: „Freiheit – unsere Welt.“

Schütz ging zu Beginn seiner Ausführungen auf ein Argument der Kommunisten ein, das da lautet: Was heißt Freiheit, wenn ich nichts zu essen habe?

Er antwortete mit einem Zitat von Ernst Reuter: „Natürlich kann ich ohne Essen nicht leben, aber in der Freiheit muß ich leben.“

„Freiheit“, so meinte der Redner, „fällt nicht in den Schoß, man muß sie täglich durch Mitarbeit im demokratischen Staat neu erringen und festigen. Das weiß besonders die Arbeiterschaft aus ihren vergangenen Leistungen zu bestätigen“, meinte der Senator. „Die Gewerkschaftsjugend hat sich um die Erhaltung des freiheitlichen Staates schon verdient gemacht, aber in der Massenorganisation muß auch jeder einzelne täglich mit tätig sein. Der demokratische Stil muß jeden einzelnen Menschen ansprechen, damit nicht immer der ‚kleine Mann auch der dumme Mann‘ ist.“

Zum Abschluß ging der Berliner Senator auf das Verhältnis Wirtschaft und Staat in der Bundesrepublik ein. „Opfer“, so sagte er, „hat bisher immer der kleine Mann gebracht. Man hat die Regierung des kleinen Geschäfts gebildet.“

D. Sch.



Junge Menschen diskutieren in Berlin



Entschließung der 5. Gewerkschaftsjugendkonferenz des DGB
Die Stellung der Gewerkschaftsjugend in der Gesamtorganisation und ihre Aufgaben

Die 5. Bundesjugendkonferenz des DGB bekennt sich zu der besonderen Aufgabe, die der Gewerkschaftsjugend im Rahmen der Gesamtorganisation zur Stärkung der gewerkschaftlichen Organisation und Vertiefung des gewerkschaftlichen Bewußtseins obliegt. Darüber hinaus erklärt sie ihre ausdrückliche Bereitschaft, aktiv an einer grundlegenden Neuordnung im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bereich mitzuwirken.

Die 5. Bundesjugendkonferenz des DGB stellt dazu fest, daß sich das Abhängigkeitsverhältnis der Arbeitnehmer auch in der modernen Industriegesellschaft nicht geändert hat und die Unternehmer an der Fortführung des Klassenkampfes festhalten;

- fordert den DGB und die ihm angeschlossenen Gewerkschaften auf, sich konsequent den einseitigen Herrschaftsansprüchen der Unternehmer mit ihrer gesamten organisatorischen Kraft zu widersetzen;

- erwartet von allen Jugendfunktionären eine verstärkte politische Aktivität in allen Lebensbereichen, um einen Beitrag zur Veränderung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der Bundesrepublik zu leisten;

- bekennt sich zu einer demokratischen Grundordnung mit einem ausgeprägteren sozialen Inhalt, als es zur Zeit in der Bundesrepublik der Fall ist, und fordert alle politischen Parteien auf, das Streben der Gewerkschaften nach einem sozialen und demokratischen Rechtsstaat zu unterstützen;

- unterstreicht erneut die Auffassung, daß die bisherige Außen- und Wehrpolitik nicht zur Wiedervereinigung und Entspannung geführt hat und erwartet von der Bundesregierung politische Maßnahmen, die uns dem Ziele der Wiedervereinigung näherbringen.



Reiseskizzen aus Israel

Von Paul Schallück

Die Quecksilbersäule im Thermometer des Flughafens Köln-Wahn hatte sich am Morgen des 27. Dezember 1961 auf die Marke fünfzehn Grad unter Null zusammengezogen. Im Laufschrift trabe ich aus der Halle ins Flugzeug. Bei der Zwischenlandung in Frankfurt wagte ich nur durch einen vorgehaltenen Schal zu atmen. In München-Riem arbeiteten sich die Schneeräumer in Schweiß. Auf dem Flughafen Lod bei Tel-Aviv in Israel aber, nach einem Non-stop-Flug in einer Britannia-Maschine der israelischen Luftfahrtgesellschaft EL-AL, zog ich den Wintermantel erst gar nicht an: das Thermometer strahlte mit achtzehn Grad über Null.

Die EL-AL hatte uns in knapp sechs Stunden von München über die gigantischen Schneelandschaften der Alpen, über das wolkenverhangene Norditalien, über die spärlichen Wolkenlücken der italienischen Adriaküste, über die nackten Inseln des westlichen Griechenlands, über die besonnten Felsen des Peloponnes, schließlich über die Urgebirge Kretas ins Heilige Land geflogen, ins frühere Palästina, ins heutige Israel. Lieber wäre ich mit einem Schiff gefahren, drei Tage lang, lieber hätte ich mich langsamer von Europa gelöst, um mich auch seelisch auf die Begegnung mit dem Lande Israel vorbereiten zu können.

Denn es ist etwas anderes, von London oder Paris, von New York oder Neu Delhi als von München, Köln, Hamburg oder Berlin nach Israel zu fliegen. Wer von Deutschland nach Israel geht, in Geschäften oder zum Studium, zum Freundesbesuch oder als Tourist, der reist mit schwerem Gepäck, ob er will oder nicht, ob er fünfzehn Jahre alt ist oder fünfzig. Die Jahre der nationalsozialistischen Judenverfolgung lassen sich nicht auslöschen. Wenn es möglich wäre, sollte der deutsche Israel-Besucher, bevor er auf israelischem Boden den ersten Schluck Orangensaft trinkt, zum Yad Weshem bei Jerusalem geführt werden. Yad Weshem, zu deutsch Hand und Name oder Denkmal und Name, ist eine nationale Gedenkstätte des neuen Staates, der am 14. Mai 1948 proklamiert wurde. Yad Weshem ist die Erinnerungsstätte für die letzten millionenfachen Märtyrer des Volkes Israel: ein Bau von kühner Architektur auf einem Hügel vor Jerusalem, eine gestreckte Deckenkonstruktion, unter deren Scheitelpunkt, umgeben von den Namen der nationalsozialistischen Konzentrationslager, eine Flamme lodert; keine Blumen, keine Kränze, keine Sprüche, die so leicht zu haben sind. Diese Flamme vor Augen oder im Herzen, dürfte dann der deutsche Israel-Reisende seine Geschäfte oder Besuche machen, das Land und die Menschen kennenlernen, schauen, sich freuen, sich erholen.

Unsere israelischen Gastgeber führten uns jedoch erst einige Tage später, nachdem wir mehrfach darum gebeten hatten, zum Yad Weshem. Sie begrüßten uns in Lod mit einer Freundlichkeit, die mich zugleich froh machte und beschämte. Sie hielten keine Begrüßungsreden, machten keine Sprüche; aber sie waren auch nicht überschwänglich. Sie gaben uns die Hand und wünschten einen angenehmen Aufenthalt in ihrem Lande. Dann aber gerieten sie in eine peinliche Erregung. Es stellte sich heraus, daß vier Koffer unserer Reisegesellschaft fehlten. Unsere Gastgeber zählten und prüften, fragten, verglichen die Gepäckscheine, zählten drei-, vier-, fünfmal. Sie wollten sich nicht geschlagen geben. Als sich nach telefonischen Rückfragen in München, Frankfurt und Köln geklärt hatte, daß die Koffer in Köln stehen geblieben waren, daß also die Lufthansa und nicht die EL-AL unordentlich gearbeitet hatte, atmeten sie keineswegs erleichtert auf. Sie entschuldigten sich. Und wieder war ich beschämt.

In den folgenden zwei Wochen habe ich gesehen, gehört und erfahren, daß die Beziehungen des neuen Staates Israel und seiner Menschen zu keinem Land der Erde so tief und zugleich problematisch sind wie zu Deutschland, so eng und zugleich fragwürdig, gleichzeitig erwünscht und befürchtet, gleichzeitig ersehnt und verwehrt. Dafür einige kleine Beispiele, die ich erlebt habe:

Mitreisende im Flugzeug waren Juden aus Deutschland, die einen deutschen, nicht einen israelischen Paß besaßen. Als wir uns über dem tiefblauen Gekräusel des Mittelmeeres, den rasch ertrinkenden Feuerball der Sonne zur Rechten, die keine Dämmerung gestattet, dem Land ihrer Väter näherten, sagte einer: „Also, die schönste Stadt der Welt ist Haifa.“ Er wurde

belächelt, verbesserte sich und sagte: „Gut, wie ihr wollt: die schönste Stadt ist Rio, ich kenne sie, Haifa ist die zweit-schönste. Dennoch ist Haifa die schönste Stadt der Welt, weil es unsere Stadt ist.“

Ich habe in Jerusalem die vornehm-liebenswürdige Gastfreundschaft eines Ehepaares aus Prag annehmen dürfen – und vor dem Einschlafen in einer Tageszeitung, zu Anfang des Jahres 1962, rund siebzehn Jahre nach Kriegsende, unter vielen ähnlichen diese Annonce gelesen: „Gesucht wird Sally Bloch, früher Berlin, Chodowickstraße, von Henny Ottossen, geb. Lipmann, Reykjavik, Island, und von Dagobert Broh, Montreal, Kanada; Nachricht erbeten an Ella Hammerschmidt, geb. Bieber, Ramat Hadar, Israel.“

Als ich mit jüdischen Bekannten, die 1933 vor den nationalsozialistischen Schergen aus Kassel hatten fliehen können, in Haifa zu einer Silvesterfeier fuhr, spielte in Tel-Aviv zum Jahreswechsel nach der israelischen Nationalhymne das Orchester die Neunte von Beethoven; der Chor der Freude wurde nicht in der Sprache Schillers, sondern auf englisch gesungen.

Als einige Tage später in der Knesseth, dem israelischen Parlament zu Jerusalem, über die künftigen kulturellen Beziehungen zwischen Israel und Westdeutschland debattiert wurde, als der Vertreter der rechtsgerichteten Cherut sein leidenschaftliches Nein in den Saal rief, da fragte ich auf der Straße in Jerusalem einen Polizisten nach der Gazastraße. Er antwortete mit der Schnelligkeit eines Auktionators: „Gazastraße, da gehnse erste Straße links, zweite rechts, über einen kleinen Platz, wieder links und nochmals rechts an einer Palme vorbei und links und rechts: Gazastraße.“ Eingeschüchtert sagte ich: „Herzlichen Dank“, worauf er erwiderte: „Hier wird nich jedankt, hier wird wiederholt.“ Und dann lachte er und sagte: „Wissense, ick bin Balliner.“

Am ersten Tag meines Aufenthaltes in Israel, dem Heiligen Land der Juden, der Christen und der Mohammedaner, fuhr ich mit der Reisegesellschaft in die Außenbezirke von Tel-Aviv. Tel-Aviv, zu deutsch Hügel des Frühlings, ist eine Stadt am Mittelmeer, die vor fünfzig Jahren noch nicht existierte. Dann standen auf den Sanddünen zwei Männer, blickten hinab nach Jaffa, der kleinen, uralten Festung, sahen, wie die Frühlingssonne den unfruchtbaren Sand zu segnen versuchte, bevor sie im Meer ertrank, und beschlossen, an dieser Stelle eine Stadt zu errichten. Heute leben in der Dünenstadt mehr als eine halbe Million Juden aus Europa und Afrika, Asien und Amerika, aus aller Welt. Die Stadt platzt aus den Nähten, das ist kein schöner Anblick. Überall wird gebuddelt und gebaut, schießen Wohnblocks und Schwimmbäder, Kinos und Schulen, Konzerthallen und Sportstadion aus dem Dünenland. Wo sie sich hinausstreckt ins Land, ist sie mit neuen deutschen Städten vergleichbar, die auf dem Reißbrett geplant wurden, mit der Volkswagenstadt Wolfsburg, mit Marl am Rande des Ruhrgebietes. Manche Juden im Lande Israel schütteln besorgt die Köpfe; ihnen gefällt das rasche Wachstum dieser Stadt nicht. Sie wissen, daß die Menschen auf dem Lande, an den Grenzen, in den Siedlungen, in den Kibbutzim der Wüste dringender gebraucht werden als in den Straßen der Großstadt, die zu einem Wohlleben verführt, das sie im jungen Staate Israel noch nicht für berechtigt halten. Aber Israel ist eine Demokratie, niemandem wird befohlen, wo er zu wohnen, zu leben, zu arbeiten hat.

Wir verließen den Reisebus, um uns das farbenfrohe Zentrum des neuen Viertels anzusehen, die moderne Schule, das Gemeindehaus, die Bank, den Selbstbedienungsladen. Ich bemerkte eine ältere Frau, die uns mit seltsamer Aufmerksamkeit folgte, beobachtete, taxierte, zu beurteilen schien. Sie umkreiste uns in immer engeren Spiralen, und, belastet mit dem unsichtbaren Gepäck, das ich in diesem Augenblick deutlich spürte, befürchtete ich einen unangenehmen Auftritt. Während ich mich schon darauf vorbereitete, die Frau zu beruhigen, was schwierig, peinlich sein würde, war sie ganz nah herangekommen, befand sich auch schon mitten unter uns. Sie sprach uns an in einem Deutsch, dem man die lange Entwöhnung anmerkte, fragte, woher wir kämen, bekundete ihre Freude, mit



Mutter mit Kind in Israel

Comet Foto

Deutschen sprechen zu können, erkundigte sich, wie es heute in Frankfurt oder München aussähe, nannte Namen von Bekannten in Köln oder Berlin und erklärte uns schließlich mit schönem Stolz die neuen Stadtpläne, das Schulsystem, die Sonnenbatterien auf den flachen Dächern von Tel-Aviv, die ohne elektrischen Strom das ganze Jahr über heißes Wasser liefern.

Um etwas Reiseproviant einzukaufen, gingen ein Mitreisender und ich in ein Lebensmittelgeschäft. Mein Begleiter kaufte, stolz auf seine Sprachkenntnisse, in perfektem Englisch auch für mich Apfelsinen und Datteln ein, Pampelmusen, Erdnüsse und Trockengebäck. Als wir uns verabschiedeten, sagte der Verkäufer, ein älterer Herr, in unverfälschtem Sächsisch: „Sie hätten auch deutsch mit mir sprechen können. Sie sind doch aus Deutschland, nicht wahr?“ Wir sahen uns verschämt an und kauften gleich noch für die nächsten Tage ein.

Am Silvesternachmittag löste ich mich von der Reisegruppe und fuhr in einem der Überlandbusse, die alle zwanzig Minuten verkehren, von Tel-Aviv durch eine fruchtbare Ebene nach Haifa, um meine Bekannten aus Kassel zu besuchen. Haifa liegt, den Berg Karmel hinaufgebaut, an einer blauen, gerundeten Bucht. Für mich, der ich Rio de Janeiro nicht kenne, ist Haifa tatsächlich die schönste Stadt der Welt. Ich bat einen älteren Herrn auf deutsch, mir den nächsten Taxistand zu zeigen. Er riet mir auf schwäbisch, nicht das teure Taxi, sondern den billigeren Sammelbus, den Scherut zu benutzen, und fragte, woher ich käme, und erzählte von seiner Geburtsstadt Stuttgart; bis zur Verkündung der Rassengesetze hatte er in Nürnberg gelebt. Im Sammelbus erklärte mir eine Frau auf deutsch, versetzt mit jiddischen Brocken, wo ich aussteigen mußte, um zur Meggidostraße zu gelangen. Sie stieg mit mir aus. Und plötzlich standen wir beide, ein Deutscher aus Köln und eine Frau aus Galizien oder der Herzogowina, hoch oben in der schönsten Stadt der Welt auf der Straße und im stärksten, lautesten, reißendsten Wolkenbruch, den ich je erlebt hatte. Die Frau nahm mich beim Arm, lief mit mir durch einen Wassersturz von oben und unten in eine Seitenstraße, Meggido, zeigte mir das Haus meiner Bekannten und sagte: „Schalom“, den Friedensgruß, der in Israel üblich ist. Völlig durchnäßt klingelte ich, wurde begrüßt, umarmt, mit Tee und Kognak aufgewärmt und, da ich nur ein kleines Gepäck mit hatte, in die Hosen des Hausherrn gesteckt.

Nachdem ich durchgetrocknet war und wir zu Abend gegessen hatten, fuhren wir zu Freunden, um Silvester zu feiern. Ehe ich recht begriffen hatte, wo ich mich befand, umgab mich ein europäisches Sprachengewirr: der Hausherr war Bulgare, das Ehepaar neben mir stammte aus Polen, ein anderes aus Rumänien. „Das sind Tschechen“, sagte mein Bekannter, „das Russen, das Jugoslawen, das Berliner und wir sind Hessen. Heute sind wir alle Israeli und wollen nichts anderes sein.“ Wer mit mir sprach, und es gab keinen, der es nicht versuchte, sprach mit mir deutsch, versuchte es wenigstens, dem Gast aus Deutschland zu Ehren. Um zwölf Uhr drängten wir uns auf den Balkon, blickten über die goldene Kuppel des Bahai-Tempels hinweg auf die Stadt und den Hafen, wo die Schiffssirenen zu heulen begannen, wo Böller geschossen wurden und Raketen; die Glocken der christlichen Kirchen läuteten, wir umarmten uns und wünschten uns trotz der dunklen Prophezeiungen alles Gute und viel Glück.

Auch die Juden, die in Deutschland geboren wurden und ehe-dem Deutsche waren und sein wollten, sind heute Israeli und wollen Israeli sein. Die älteren Generationen können trotz der schrecklichen Verluste, die jede Familie zu beklagen hat, nicht vergessen, woher sie stammen. Sie haben die deutsche Sprache, deutsche Kultur, deutsche Gewohnheiten, deutsche Literatur und deutsche Rezepte mit hinübergenommen ins neue israelische Leben. Die nachfolgenden Generationen aber? Niemand kann voraussagen, wohin die Entwicklung geht. Der Sohn meines Bekannten jedenfalls, ein lebhafter Bursche von siebzehn Jahren, Sohn eines Juden aus Deutschland und einer Jüdin aus Polen, spricht nur noch gebrochen deutsch. Für ihn war ich ein Fremder, kein Landsmann mehr.



Die Mauer von Jerusalem

Wer heute von einer Mauer spricht, denkt an Berlin. Ich will von einer Mauer berichten und an Jerusalem denken, von dem die weisen Rabbiner des Talmud gesagt haben, was man nicht wörtlich nehmen muß: „Zehn Teile von Schönheit sind der Welt gegeben; davon fallen auf Jerusalem neun und nur eines auf den Rest der Welt. Zehn Teile von Leid haben die Welt heimgesucht – neun Teile Jerusalem und nur eines die Welt.“ Ich habe die Mauer in Berlin gesehen; ich habe die Mauer in Jerusalem gesehen. In Berlin erinnerte ich mich, daß mir jemand von der Mauer in Jerusalem erzählt hatte; in Jerusalem, nicht an der alten Klagemauer, nicht an der jüngeren Stadtmauer, sondern an der Mauer, die Jerusalem in zwei Teile spaltet, dachte ich an Berlin. Vergleiche drängen sich auf, Ähnlichkeiten springen ins Auge. Aber Vergleiche hinken. Ich will von der Mauer sprechen, die ich zuletzt gesehen habe.

Lange bevor der Staat Israel im Mai 1948 ausgerufen wurde, war es in Palästina zu blutigen Unruhen gekommen, geschürt und organisiert von der jüdenfeindlichen, arabischen Führerschaft, an deren Spitze der Mufti von Jerusalem stand, ein Kollaborateur Hitlers. Einen Tag nach der Staatsgründung fielen reguläre Streitkräfte aus Ägypten, Transjordanien und Syrien, aus dem Libanon und dem Irak von Norden, Osten und Süden ins Land Israel ein, das den Juden nach zweitausendjähriger Zerstreuung von den UNO als Heimat zuerkannt worden war. Jerusalem lag im Mittelpunkt des Krieges, den die Israeli heute ihren Unabhängigkeitskrieg nennen. Es wurde verteidigt von Menschen, die ungeschult waren im Kriegsspiel, dem unverständlichsten aller menschlichen Spiele, ausgerüstet nur mit den primitivsten Waffen. Jerusalem wurde von der jordanischen und ägyptischen Artillerie beschossen. Es sollte durch eine Blockade zermürbt werden. Die alte Stadt in den Bergen Judäas hatte kein Wasser, es mußte durch Kriegszonen in Tankwagen herangefahren werden; keinen elektrischen Strom, man behalf sich mit Kerzen und Petroleumfunzeln; die Zufuhr der Lebensmittel war zeitweise abgeschnitten.

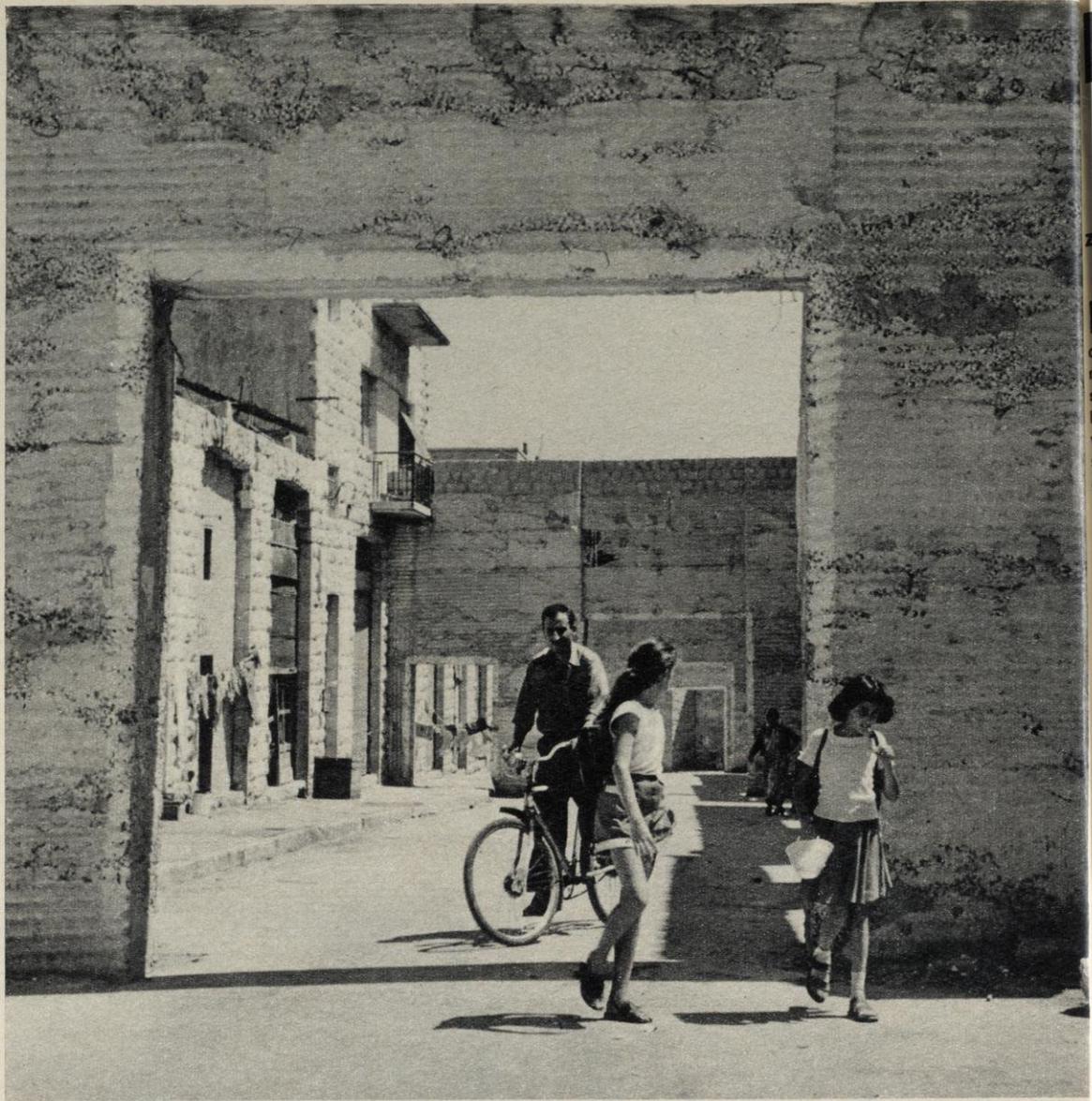
Aber die Israeli kämpften um ihr Leben: Redakteure aus Prag und Budapest, Bauern aus der Bukowina und Bosnien, Bankiers aus Berlin und Warschau, Überlebende aus deutschen Konzentrationslagern, Kaufleute aus Galizien und Lettland, Handwerker aus Witebsk und Belgrad, Männer und Frauen – und deren Kinder, Jungen und Mädchen, die Sabras, so genannt nach einer Kakteenfrucht, die außen stachelig, innen süß ist – kämpften und drängten die Angreifer aus der Neustadt in die Altstadt zurück. Dann wurde der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet und mitten durch Jerusalem dort eine Demarkationslinie gezogen, wo sich die Gewehrmündungen gegenüberlagen. Auf dieser Demarkationslinie steht heute die Mauer von Jerusalem, ein häßliches Bauwerk.

Ich kam von Tel-Aviv nach Jerusalem und besuchte zuerst die neue Universität, den großen Gebäudekomplex von farbiger Schönheit und sachlicher Planung, eine kühne, moderne architektonische Schöpfung. Sie wurde 1958 eröffnet. Hatte Jerusalem vorher keine Universität?, fragte ich. Doch, auf dem Skopus-Berg, seit 1925. Sie gehört dem Staat Israel. Aber sie liegt in einer Enklave hinter der Mauer; die jordanischen Behörden verweigern gegen die Bestimmungen des Waffenstillstandsabkommens den Zugang. Da war sie zum ersten Male: die Mauer von Jerusalem.

Dann stand ich auf einem Hügel gegenüber dem Zionsberg, der in einer Mauer-Kurve auf israelischem Territorium liegt. Auf dem Berge Zion befindet sich das Grab Davids, der Abendmahlsaal, der Saal der Fußwaschung. In den Turmluken der Benediktiner-Abtei des Zionsberges liegen Sandsäcke, nach Osten hin, zum Jordanischen, zur Mauer. Einer der Türme ist gezeichnet von stumpfen Wunden, er ist die Zielscheibe jordanischer Scharfschützen. Zu meinen Füßen wälzte sich das Ungetüm eines Stacheldrahtes, zog sich hinab ins Niemands-Tal und östlich am Zionsberg hinauf, dem einzigen Teil der Altstadt in israelischer Hand.

Hier ist die Mauer von Jerusalem ein verbogener, rostiger, von Gestrüpp durchwachsender Draht, eine widerliche Schlange. Anwohner trocknen daran ihre Wäsche, buntes, flatterndes Zeug, diesseits und jenseits der Grenze. Und diesseits wie jenseits spielen Kinder, unbekümmert, schwarzzünftig: Sabras, israelische Araber, jordanische Sprößlinge, spielen mit Ball und Stein, Kreisel und rostigem Draht und träumen wahrscheinlich vom Stacheldraht, wie wir von Hecken und Gartenzäunen geträumt haben. „Vorsicht, um Gottes willen!“ sagte mein Begleiter, faßte mich am Arm und zog mich von der Drahtmauer auf einen sichtbaren Flecken israelischen Besitzes zurück. „Drüben sind sie schnell, rasch steckt Ihnen eine Kugel in der Brust, zurück kommen Sie schwer.“ Wenn man in Jerusalem von den Gebieten jenseits der Mauer spricht, sagt man „drüben“.

Die Mamillastraße, ehemals eine der beliebtesten des arabischen Jerusalem, mündet heute vor einer Betonmauer. Straßen sind mir immer wie Lebewesen erschienen, die gesund sein, krank werden, wieder genesen können. Die Mamillastraße wurde auf dem Kriegsverbandsplatz von einem chirurgischen Dilettan-



Schutzmauer in Jerusalem

ten amputiert; er ließ den leblosen Stumpf hinabhängen ins Niemandsland der Ratten und Ruinen bis zur alten Stadtmauer aus Sandsteinquadern, die erst die Grenze nach Jordanien bildet.

Bis zum Unabhängigkeitskrieg schlug auf dem Allenbyplatz am Jaffator das Herz Jerusalems und Palästinas. Wer in Haifa oder Tel-Aviv, in Beersheba oder Eilat einen Kilometerstein abliest, rechnet hinauf zum Allenbyplatz in Jerusalem, achthundert Meter über dem Meeresspiegel. Von hier aus wurden und werden die Kilometer ins Land hinaus gezählt. Konnten die Straßenbauer ahnen, daß der Punkt Null eines Tages unmittelbar an einer Mauer liegen würde? Straßenbauer sind auch in Israel keine Propheten. Heute ist der Allenbyplatz eine ausgestorbene Arena. Der Zirkus des Lebens ist fortgezogen in westlicher Richtung. Der Wind streicht darüber hin und fängt sich im Osten und Norden an der Betonwand, die zum Teil überragt wird von einer Wand aus Holz. Der Beton sagt mit grülichem Schweigen: kein Verkehr, kein Besuch, kein Gruß hinüber, herüber. Die Bretterwand wurde von Israelis zum Schutz vor jordanischen Scharfschützen errichtet.

An der Jaffastrasse schlüpfte ich durch ein Tor in der Betonmauer und befand mich in einem wuselnden Niemandsland, in einem Elendsviertel aus Ruinen, wo es brodelte von unersättlichem, orientalischem Leben: Spielen, Laufen, Kindergeschrei, Gerüche fremdartiger Südküchen und Keller, Wäsche quer über die Straße gespannt, lungernde Gestalten in der Mittags-sonne, unter den feindlichen Zinnen, ohne Angst. Seltsame Schonung der Ärmsten der Armen. Ein eigenwilliges Völkchen, das niemand bisher hat zwingen können oder mögen, das Viertel zu räumen, immer neu aufgefüllt mit jüdischen Flüchtlingen aus aller Welt.

Dann zieht sich die Mauer nach Norden hinauf, zum Mandelbaumtor. Dieses Tor mit dem poetischen Namen und einer sehr unpoetischen Wirklichkeit, nicht so benannt nach einem wunderbar knorrigen und alten Mandelbaum, sondern nach einem jüdischen Kaufmann, der dort gewohnt hat, ist die einzige Öffnung in der Mauer von Jerusalem und in der gesamten Landes-

Foto: Staatliche Pressestelle Israel

grenze des Staates. Die Grenze ist 1700 Kilometer lang. Im Norden haben die Staaten Libanon und Syrien dicht gemacht, im Süden Saudiarabien, am Roten Meer, und Ägypten, bis hin zum Gazastreifen am Mittelmeer. Nur die Jordanier wurden durch Beschluß der Vereinten Nationen gezwungen, dieses Mauselloch offen zu halten. Wer es zum Jordanischen hin passiert, wird von den jordanischen Grenzposten nicht nach Israel zurückgelassen; wer von Jordanien aus ins israelische Jerusalem geht, kann nach jordanischer Weisheit nicht zurückkehren. Die Mauer trennt Mensch von Mensch, sie trennt die alte heilige Stadt der Juden mit Tempel und Klagemauer, die heilige Stadt der Christen mit Grabeskirche und Ölberg, die heilige Stadt der Moslem mit Moscheen und Gräbern von den neuen Siedlungen im Westen mit einer Sturheit, die unmenschlich ist. Entlang der Mauer wird das Gerede vom Fortschritt der Menschheit zu beleidigendem Hohn. Jerusalem tut, als spüre es ihn nicht. Es hat keine Zeit, sich beleidigen zu lassen. Obwohl die Stadt geteilt war, beschloß das Parlament, die uralte Stadt mit dem Hochlandklima zur neuen Hauptstadt des neuen Staates zu machen. 160000 Juden – aus aller Welt, das ist ein Charakteristikum aller Städte und Dörfer Israels – leben, arbeiten, lernen, forschen, lehren und beten, als gäbe es die Mauer nicht. Sie warten. Sie haben zweitausend Jahre gewartet, bis sie in die Heimat zurückkehren durften. Sie verstehen zu warten.

Jerusalem weitet sich mit modernen Wohnblocks und Bungalows amphitheatralisch aus; das israelische Jerusalem bewegt sich so vom Grabe Davids im Osten weg zum Grabe Herzels, des großen Zionisten, im Westen hin. Jerusalem ist eine westliche Stadt. Unauslotbar bleibt der Gedanke, daß beide, die frühere Hauptstadt Deutschlands und die neue Hauptstadt Israels, von Mauern zerrissen werden.

Fortsetzung in der nächsten Ausgabe

Fata Morgana über der Atomwüste

Zur Aufklärung über den Luftschutzwahn

Von Fritz Vilmar

Der Kampf gegen den Luftschutzwahn wird in den nächsten Monaten eine unserer wichtigsten Aufgaben sein. Denn die geschickt aufgebaute Illusion, „jeder habe eine Chance“, mit Hilfe des Luftschutzes den Atomkrieg gesund zu überstehen, ist verführerisch groß. So lebensnotwendig die Entlarvung des Luftschutzes als Fata Morgana ist, die verhängnisvoll den Völkern den Weg durch die Atomwüste gangbar erscheinen läßt, so wenig nützen die landläufigen, vordergründigen Einwände eines verbreiteten Ohne-mich-Standpunktes dem neuerstehenden „Zivilen Bevölkerungsschutz“ gegenüber. Der Widerstand muß sich auf das Entscheidende, objektiv und nachweislich Wahnhafte dieser „Vorbereitungen“ für den atomaren „Ernstfall“ konzentrieren. Das Folgende soll dazu beitragen.

Regierungsoffizielle Irreführung

Die an alle Haushalte verteilte Broschüre „Jeder hat eine Chance“ des „Bundesamtes für zivilen Bevölkerungsschutz“ im Auftrag des Bundesministeriums des Inneren weiß über die radioaktiven Wirkungen nuklearer Waffen ganze zehn Zeilen (Seite 8 f.) zu berichten: daß es eine kurze Anfangsstrahlung gebe, die nur sechzig Sekunden dauere, und eine schwächere „Rückstandsstrahlung“, die sehr rasch abklingt, ferner radioaktiven Niederschlag geringer Strahlenreichweite.

Stellen wir dieser schönfärbenden offiziellen Ideologie die Tatsachen gegenüber, die übergangen werden, weil an ihnen jeder denkbare Luftschutz scheitert:

1. Irreführend wird der Schein erweckt, als gäbe es nur anfangs eine starke Strahlung, die aber bereits nach sechzig Sekunden vorüber ist; danach wirke nur noch, rasch abklingend, eine schwächere „Rückstandsstrahlung“. In Wirklichkeit wird „die Initialstrahlung zeitlich etwas willkürlich gegenüber der Residualstrahlung abgegrenzt, und zwar zählt man alle Kernstrahlen, die innerhalb einer Minute nach der Explosion ausgesandt werden, zu der Initialstrahlung“. Mit anderen Worten: Auch nach der ersten Minute hält eine gewaltige Strahlung an, nur nennt man sie nicht mehr Anfangsstrahlung. Natürlich sind die nachfolgenden radioaktiven Strahlungen in der Intensität je Stunde schwächer als die erste Strahlung des Explosionsausstoßes. Trotzdem ist es irreführend, diese langnachwirkende Strahlung der radioaktiv gewordenen Stoffmassen („Rückstände“) schwächer zu nennen; in Wahrheit ist ihre Gesamtenergie doppelt so groß wie die der Anfangsstrahlung.

2. Irreführend heißt es in der Regierungsbroschüre, die Rückstandsstrahlung „klingt sehr rasch ab“. Der Satz macht die Menschen glauben, die restliche Atomstrahlung werde in Kürze bedeutungslos oder höre gar völlig auf. Die durch keinen Luftschutz zu bewältigende Tatsache ist aber, daß, obwohl wirklich nach einiger Zeit nur noch winzige Bruchteile der gewaltigen anfänglichen Strahlung wirken, eben diese „Reste“ auf Jahre hinaus noch lebensgefährlich sind.

„Sieben Stunden nach der Explosion ist die Radioaktivität des Fallout schon auf den zehnten Teil, neunundvierzig Stunden nach der Explosion auf den hundertsten Teil derjenigen Aktivität abgesunken, die eine Stunde nach der Explosion vorhanden war.“ Aber „je weiter die Zeit nach der Explosion einer Atombombe fortschreitet, desto langsamer (!) klingt die Strahlungsintensität ab ... Da für die Strahlenbelastung der Gesamtbevölkerung ... aus genetischen Gründen nur ein Dreißigstel oder Hundertstel des für Strahlenbeschäftigte zugelassenen Wertes erlaubt ist, bedeuten die (zuvor im Text) genannten Zahlen, daß die engere Umgebung eines Explosionsortes erst nach vielen Jahren wieder bewohnbar wird.“ (Sämtliche Zitate sind dem gut informierenden Fischer-Taschenbuch „Kernexplosionen und ihre Wirkungen“, Seiten 49, 39, 228 entnommen.)

Die weltweite Verseuchung

3. Irreführend wird in Wort und Bild der offiziellen Schrift so getan, als gebe es nur einen sogenannten „lokalen Fallout“ von geringer Strahlkraft, radioaktive Niederschläge „in geringer oder großer Entfernung vom Explosionsort, die – wie harmlos das klingt! – nur dann „Schaden(?) anrichten, wenn die radioaktiven Staubteilchen eingeatmet oder mitgegessen werden oder auf unbedeckte Haut fallen“ (Seite 9).

Die universale, viele Jahrzehnte andauernde Lebensgefahr des Fallout wird verschwiegen. In Wahrheit nämlich bewirken die in radioaktiven Staub verwandelten Bomben-, Luft- und Bodenbestandteile – bei bodennahen Explosionen bis zu mehreren Millionen Tonnen – eine Verseuchung der ganzen Erde. Wobei immer wieder zu betonen ist (wie bereits unter Punkt 2 hinsichtlich des lokalen Fallout), daß trotz des raschen Abklingens der Hauptstrahlung die restlichen langstrahlenden Spaltprodukte im Kriegsfall zur Verseuchung unserer Breiten ausreichen. Bedeutende Strahlenstaubmassen werden in und über die Wetterschicht der Atmosphäre geschleudert. Nach



Wochen, aus der Stratosphäre selbst nach Jahren noch, sinken radioaktive Teilchen auf die Erde zurück, vor allem in den geographischen Breiten der Explosionsorte. Kein noch so kostspieliger Luftschutz könnte die Menschen auf die Dauer davor bewahren, in und nach einem Atomkrieg verseuchte Luft einzusatzen, „strahlende“ Lebensmittel essen zu müssen und mit radioaktivem Staub in Leben und Gesundheit zerstörende Berührung zu kommen.

Auf Jahre hinaus wäre das Leben – nach der Entwarnung! – im weiten Umkreis der Explosion unmöglich. Evakuierung? Superbomben könnten ein Gebiet von 100000 Quadratkilometer so verseuchen, daß ein dauernder Aufenthalt zum Tode führen würde.

Erstes Fazit

Die Experten überführen die LS-Propagandisten (die „Aufklärung“ fürs Volk) und die Luftschutzplanungen ihrer Wahrhaftigkeit. Es war notwendig, die Strahlenproblematik betont ins Zentrum einer kritischen Erörterung des Atomluftschutzes zu stellen, denn mit dem Strahlenschutz steht und fällt der Luftschutz in unserer Zeit. Die Kenntnis sorgfältiger, hier nur auszugsweise referierter Forschungen führt zu dem Schluß, daß es zwar momentan einen Schutz gegen Zusammensturz, Hitze und auch Strahlung gibt; man kann in Schutzräumen einige Zeit überleben – aber es gibt keinen dauerhaften Schutz. Man kann in einem von Hunderten oder Tausenden von Atomexplosionen verseuchten Land nicht weiterleben.

Zweitrangige Argumente

Eine solche Argumentation erscheint natürlich einseitig. Sind die unvorstellbaren Verwüstungen in einem Atomkrieg, sind die Millionen Toten und Schwerverletzten – 80 bis 100 Millionen schätzt man für die USA –, die ein einziger Atomangriff, besonders ein wahrscheinlicher Überraschungsangriff, hinterläßt, nicht ebenso triftige Gründe gegen die Möglichkeit eines ernst zu nehmenden Luftschutzes?

Nein. Diese Argumente sind zwar schwerwiegend, können aber niemals ausschlaggebend sein. Es ist bewiesen, daß durch Luftschutzmaßnahmen, Schutzraumbau, Aufbau eines Hilfsdienstes, Ausbildung der Bevölkerung und dergleichen im zweiten Weltkrieg die Bevölkerungsverluste und selbst die Sachschäden bedeutend verringert werden konnten. Es ist bewiesen, daß auch bei nuklearen Explosionen durch Schutzräume und Schutzmaßnahmen die „Überlebensquote“ wesentlich erhöht werden kann. Der atomare Luftschutz scheitert nicht an der atomaren Zerstörungskraft, jedenfalls nicht unbedingt. Wäre nur sie, so hätte der Bevölkerungsschutz vielmehr eine reale Bedeutung und müßte wahrscheinlich bejaht werden: Millionen könnten gerettet werden, die, aus den Schutzräumen kommend, eventuell evakuiert, eine schwache, aber reale Chance menschenwürdigen Weiterlebens (nicht nur Überlebens) hätten. Erst die unsichtbare, unabsehbare, endlose Strahlenverseuchung aller Lebensräume und Lebensmittel mitsamt den ungeheuren Verwüstungen der meisten Einrichtungen freihetlichen Lebens, erst die entsetzliche Folge von Strahlenkrankheiten, Strahlentoten, Mißgeburten in zahllosen Generationen: dieser Freiheit und Menschenwürde mehr als jede Diktatur zerstörende Schrecken ohne Ende ist derart, daß man sagen muß: lieber tot, als durch Luftschutz zu solchem qualvollen Weitervegetieren auf Abruf gerettet.

Der Aufbau des Wahnsystems

Wir haben mit der fragwürdigen Gründlichkeit der herrschenden „Stärke“ politiker seit Jahren begonnen, dem Luftschutzwahn durch Verbände, Behörden und „Einsatz“organisationen einen immer stattlicheren Schein von Wirklichkeit zu geben. So illusionär das Ganze ist, so blutig ernst können die Maßnahmen werden, die zur Konsolidierung der Illusion für das Volk getroffen werden. Wobei mit Hilfe von Hilfsdienstverpflichtungen (Notdienstgesetz!) – Übungen, Lehrgängen, Manövern usw. – das Volk dahin gebracht werden kann, sich selbst das Theater vorzuspielen, an das es dann schließlich glaubt. Die in den USA bereits zu einem Massensport, Wehrsport – und zu einem makabren Milliardengeschäft – entartende Luftschutzfreizeitgestaltung: „Bau dir deinen Bunker selbst!“ trägt wesentlich bei zu dieser Mobilmachung, dieser Militarisierung des Lebens im Frieden, zur Gewöhnung an den Gedanken und den Zustand des Krieges.

Mit der Schaffung eines „Bundesamtes für zivilen Bevölkerungsschutz“ wurde vorerst das Ziel erreicht: eine machtvolle und kompetente Bundesluftschutzzentrale, unter deren Leitung in der Bundesrepublik, in Zusammenarbeit mit den Ländern und Kommunen, das weitverzweigte Wahnsystem eines Atomluftschutzes aufgebaut wird. Zehn LS-Warnämter existieren bereits, gewaltige preßluftbetriebene Sirenen mit der fünfzehnfachen Stärke der alten normalen werden erprobt. Vor allem aber soll ein enormer „Luftschutzhilfsdienst“ aufgebaut werden, örtlich in den 97 für besonders gefährdet erklärten Orten, überörtlich in über 500 motorisierten Spezialeinheiten. Über 300000 „Helfer“ braucht man nach den „vorläufigen“ Planungen für diesen Hilfsdienst. Das auch im LS-Gesetz vorläufig noch betonte Prinzip der Freiwilligkeit wird angesichts dieser Zahl zur Farce: Man weiß wohl auch in Bonn ganz genau, daß man keine dreihunderttausend freiwillig an die Feuerpatschen bekommt. Das vom Kabinett vorgelegte „Zivildienst“gesetz zeigt uns bereits, wohin der Weg führt!

Der Luftschutzwahn heizt den kalten Krieg

Es gilt scharf zu unterscheiden: die offiziellen Begründungen (die Ideologie) des Luftschutzwahns – seine tatsächlichen Gründe –, schließlich seine psychologischen, ideologischen Wirkungen. Die offizielle Ideologie stützt sich vor allem: auf die positiven LS-Erfahrungen im zweiten Weltkrieg, auf (selbst-) betrügerische Darstellungen der Gefahr, auf die „Katholizität“ (die allgemeine Geltung) des Wahns, „Wie alle anderen Länder der Erde kann auch die Bundesrepublik auf vorbeugende Schutzmaßnahmen nicht verzichten“ (aus einer offiziellen Verlautbarung des LS-Bundesamtes).

Die wahrhaften Gründe für die Propagierung und Inangsetzung dieses gewaltigen Phantomprogramms sind andere, ob das dem einzelnen LS-Planer bewußt ist oder nicht. Der holländische General Kruls hat sie einmal mit seltener Offenheit ausgesprochen: „Man kann doch nicht im Ernst von einer westlichen Führung den Entschluß erwarten, wirklich die strategischen Streitkräfte in Aktion zu setzen und damit den allgemeinen Atomkrieg zu entfesseln, wenn sie sicher weiß, daß die Maßnahmen, um die eigene Bevölkerung gegen die Folgen eines derartigen Krieges zu schützen, vollkommen unzureichend sind ... Kein Soldat wird mehr kämpfen, wenn das, wofür er kämpft, verloren ist.“

Damit sind wir beim politischen Kern der Sache: Der Wahn eines Atomluftschutzes ist das illusionäre Auffangnetz, über dem der verantwortungslose machtpolitische Balanceakt des Kalten Krieges riskierbar, die Politik, „am Rande des Abgrunds“ möglich erscheint. Atomluftschutz ist Opium für das Volk. 181 amerikanische Professoren haben das sehr genau erkannt, als sie bei Kennedy gegen die Luftschutzmaßnahmen protestierten, weil „eine derartige Aktivität das Volk für die Hinnahe des Nuklearkrieges als Instrument der nationalen Politik vorbereitet“. Ohne Luftschutz würden die Wähler immer deutlicher die politische Idiotie der selbstmörderischen Abschreckungspolitik erkennen. Diese gewissenhaften Wissenschaftler sehen auch klar die psychologisch-politische Folge dieses sich verbreitenden Schutzwahns, wenn sie fortfahren: „Wir glauben, daß diese Hinnahe die Wahrscheinlichkeit des Krieges wesentlich erhöhen kann.“ Und genau dieses schreckliche Ende des Verblendungsprozesses Atomluftschutz: statt vor den Kriegsfolgen zu schützen, den Krieg erst psychologisch, dann wirklich herbeizuführen – genau diese tödliche Wirkung des Luftschutzwahns bahnt sich, vielen Berichten zufolge, im Denken der Menschen an: „Die Psychologen haben bereits gemerkt, daß die Angst vor dem Atomtod merklich zurückgegangen ist, seitdem die Leute etwas gegen den Erreger tun und (in den USA, F. V.) sogar Vergnügen dabei finden.“

Ich möchte hier darauf verzichten, Schlußfolgerungen aus dieser Analyse zu formulieren. Jeder Denkende weiß, was zu tun ist: alles in unserer Kraft Stehende, um mit allen Mitteln den Wahn eines Atomluftschutzes zu zerstören – indem wir, gewappnet mit konkretem Wissen, das Wahnhafte aufdecken.



Römischer Katzenjammer

Von Tino Reyhardt

Gattino, eine der vielen ausgesetzten Katzen Roms, berichtet aus den Kellern des Pantheons von ihren Lebenssorgen, die den Problemen der Menschen ähneln.



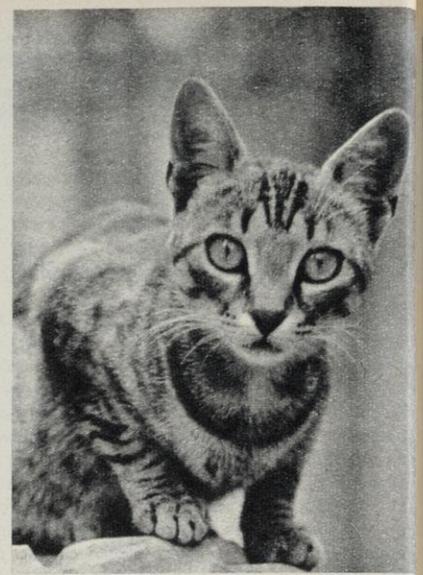
Der Hund ist ein Haustier, wir Katzen aber sind ein Mysterium. Was uns Katzen eigentlich mit dem Menschen verbindet, wird nie zu erforschen sein. Wir geruhen. Wir geruhen zu ruhen, zu fressen, zu schlafen und uns selbst zu behagen. Und daß man uns dabei, teilweise wenigstens, zuschauen darf, betrachten wir als eine unermeßliche Gnade. Wir sind standesbewußt, auch wenn wir arm sind, und wir armen römischen Katzen haben besonders viel Haltung. Aber lassen Sie mich der Reihe nach erzählen:

Haben Sie auf dem einen Foto gesehen, wie ich durch die Luft geflogen bin? Durchaus nicht freiwillig, o nein! Zum Glück bin ich sehr gelenkig, aber es ist trotzdem scheußlich, so ins Ungewisse geworfen zu werden, nur weil einen die Menschen nicht mehr haben wollen. Direkt in die Antike zu fliegen – ins Pantheon! Es soll sehr alt sein, und im Sommer kommen immer die Touristen, weil es so angenehm kühl ist. Dafür erhalten wir fast jeden Tag Zuwachs – Katzen wie du und ich – und sie kommen auf demselben Weg, wie Sie es bei mir gesehen haben – durch die Luft! Die Wohnungsnot ist deshalb katastrophal. Oben, in Rom, soll es ähnlich sein, aber dort wird wenigstens gebaut, wenn auch meistens auf Kredit. Haben Sie den dicken Kater auf dem Stein gesehen? Das ist Cesare, der Chef unseres Wohnungsamtes. Er erhält doppelte Rationen und bewohnt natürlich die schönsten Räume.

Sehr antik, mit einem Luftschacht. Auch die Schwestern Ercoli hatten Glück, das sind die beiden Schönen, die aus der Mauerritze gucken. Ich selbst stehe noch auf der Warteliste, weil ich erst später zugezogen bin. Deshalb muß ich in einem Massenquartier hausen, direkt unter der Gruft eines königlichen Prinzen, bei dem sie noch heute Kränze niederlegen. Zu uns aber steigt kaum jemand herab.

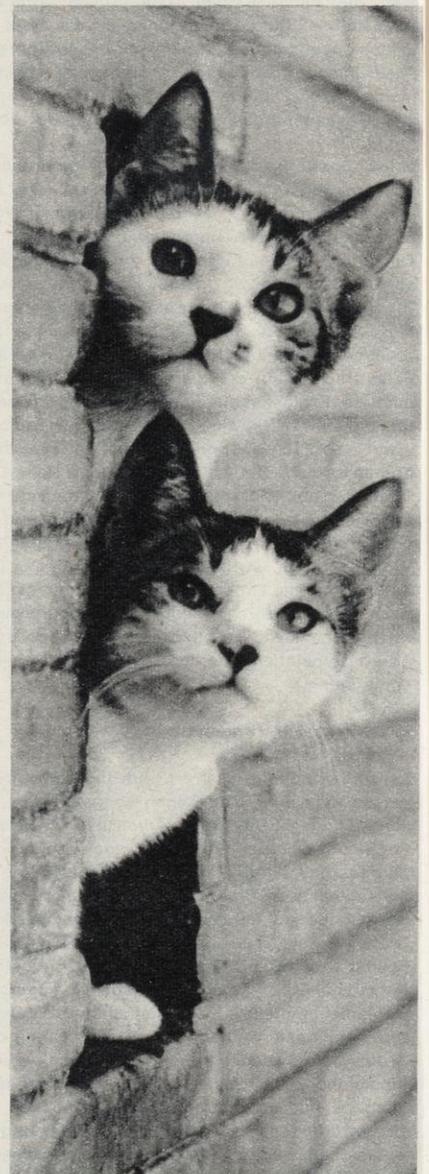
Die einzige, die uns täglich besucht, ist eine alte, bucklige Frau. Man erzählt sich, daß sie eine österreichische Adelige ist, die ihr ganzes Vermögen für unser Essen ausgibt und deshalb von ihren lieben Verwandten von daheim vertrieben wurde. Wir nennen sie jedenfalls Madre dei Gatti, die Katzenmutter. Sie ist sehr arm, das wissen wir, wir lieben sie um so mehr, als wir wissen, daß sie ihre ganze Rente buchstäblich für die Katz ausgibt. Die Madre kennt uns alle und sorgt dafür, daß wir etwas zu essen haben. Meistens gibt es nur Spaghetti, aber auch oben, in Rom, können sich viele nur Spaghetti leisten. An Festtagen verteilt die Madre Milch in kleinen Blechschachteln, in denen früher Farbbänder für Schreibmaschinen waren. Aber es wird streng rationiert – und wo es Rationen gibt, sage ich immer, wird niemand richtig satt. Und die Mäusejagd lohnt sich auch nicht mehr, denn bei so vielen Katzen sind die Mäuse natürlich rar geworden. Außer dem Pantheon gibt es in Rom übrigens noch andere Katzenlager. Im alten Forum, im Colosseum und an anderen Ausgrabungsstätten. Die Katzen des Quirinals sollen alle vergiftet worden sein, aber Sie wissen, wie Gerüchte entstehen, und ich glaube das einfach nicht. Wenn uns die Römer auch aussetzen, betrachten sie uns doch als eine Art heiliges Tier. Und deshalb halten wir ihnen auch die Treue. Es gab da mal einen Mann, von dem ich schon ewig nichts mehr gehört habe, der hieß Mussolini, und als der im Süden von Rom die Pontinischen Sümpfe trockenlegen ließ, kamen von den Kolonisten dort immer wieder Klagen über eine fürchterliche Rattenplage. Der Diktator erinnerte sich wohl an unsere Überfälle und ließ uns zum Heile der Siedler verpflanzen. Lastwagenweise wurden wir in die Sümpfe transportiert. Doch wir fühlten uns als römische Bürger und verschmähten den fetten Rattenfraß, und innerhalb von zwei Tagen fanden wir uns nach anstrengendem Fußmarsch wieder in den Gewölben von Rom ein. In anderen Ländern, behauptet der Kater des Ministeriums, der es ja wissen muß, werden die Katzen oft ersäuft oder totgeschlagen. Man kann von dem Menschen aber auch gar nichts anderes erwarten, da sie sich ja sogar gegenseitig massenweise umbringen. Kein Wunder, wenn man da manchmal Katzenjammer bekommt! Grüßen Sie die Katzen in Deutschland von uns; man sagt, daß wir Katzen sieben Leben haben – ohne Freiheit und ohne Menschen aber haben wir keines!

Fotos: IBIPHOT

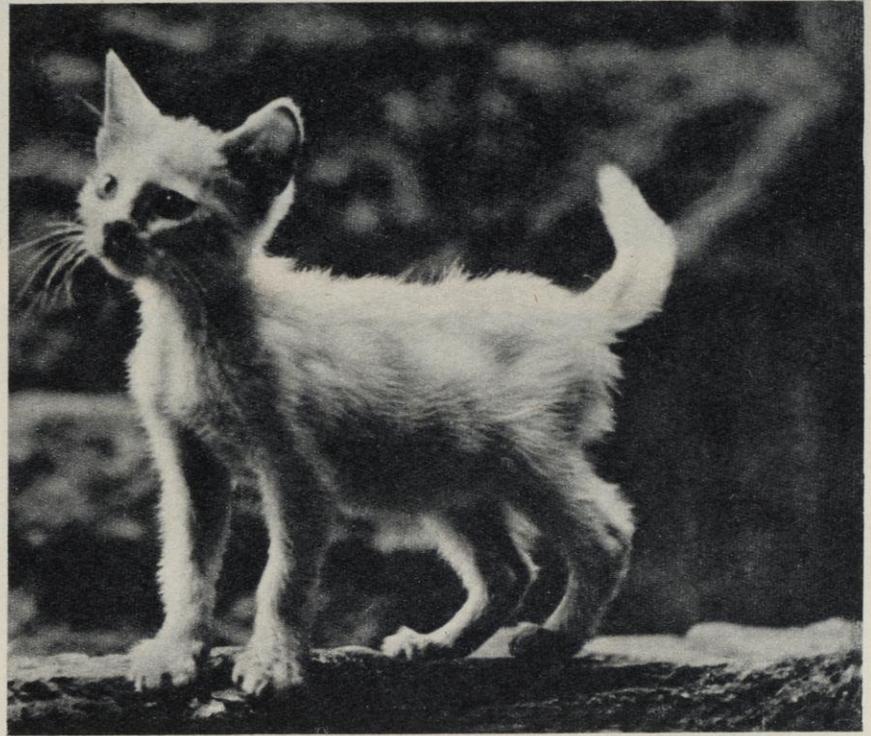


Das ist Cesare mit dem schlechten Gewissen, er ist der Chef unseres Wohnungsamtes, und natürlich ist nicht alles ganz so, wie es eigentlich sein sollte, aber wo wäre es das schon; bei euch Menschen doch wohl auch nicht! Kein Wunder also, daß er die schönsten Räume für sich selbst beschlagnahmt hat.

Die hübschen Schwestern, mit Namen Ercoli, haben ein komfortables Einzelquartier. Anfangs wußten wir nicht, warum sie so bevorzugt wurden, aber eines Tages ließen sie die Katze aus dem Sack: Cesare, der Chef des Wohnungsamtes, besucht sie heimlich. Beziehungen muß man haben, sagte ich Ihnen, Beziehung!



Ge-
ungs-
sz so,
wäre
doch
daß
elbst



Das ist der hoffnungsvolle Nachwuchs, hier, im Pantheon geboren. Am Anfang haben wir ihr als Patengeschenk sämtliche Brotkrumen und Käserinden gebracht, die wir finden konnten. Und Cesare, der Wohnungsamt-Kater, hat ihr von seiner Zeitung sogar ein Stückchen zum Spielen geschenkt.

men
zel-
rum
ges
are,
t sie
nen,

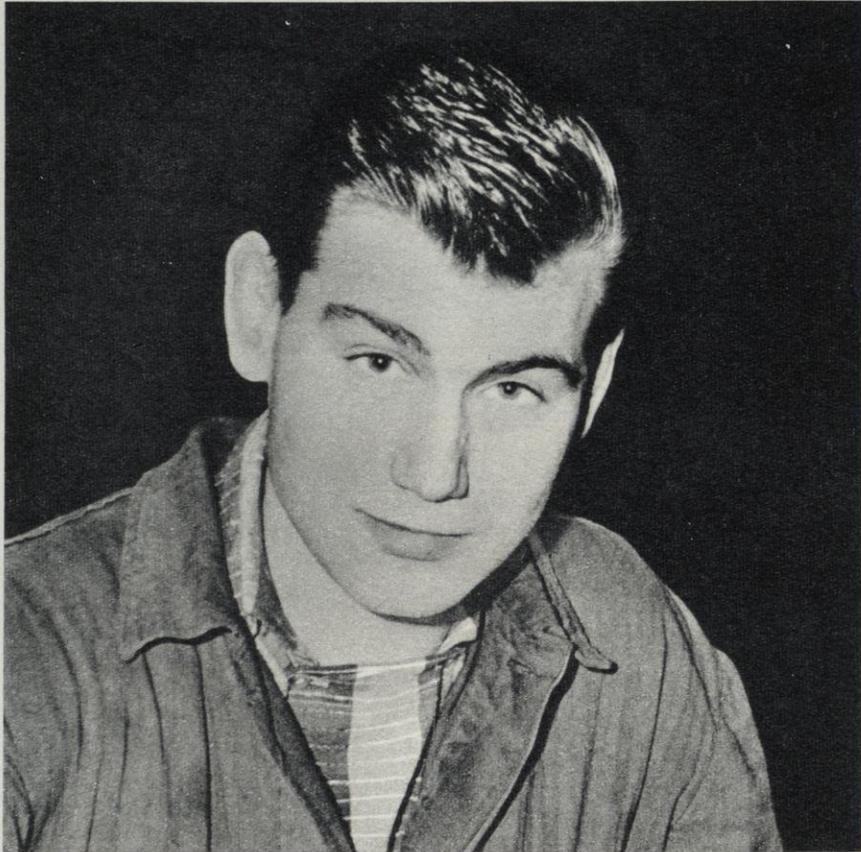
Nett, daß Sie mir so geduldig zugehört haben, aber jetzt wird es Zeit für mich, zu gehen, ich glaube, es ist schon spät geworden. Und bei aller Sympathie werden Sie es verstehen, daß ich meine ohnehin karge Milchmahlzeit nicht versäumen möchte. Wie, Sie wollen noch ein Foto von mir machen, muß das denn sein? Knipsen Sie doch, wenn ich davon-gehe, dann haben Sie wenigstens noch ein Stück von unserem Heim, vom Pantheon, mit auf der Aufnahme!

Der Kater vom Ministerium ist sehr klug und kommt mitunter zu Besuch. Er hat regelmäßig zu essen und deshalb auch einen schönen schwarzen Pelz. Allerdings ist es ihm peinlich, wenn er gesehen wird, denn er sei nur inoffiziell da, um die soziale Struktur zu beobachten, sagt er. Als sie ihn fotografieren wollten, ist er natürlich schnell davongesprungen.

Das ist Sabinchen, und ihr wurde übel mitgespielt. Beim Sturz aus der oberen Freiheit in die untere Freiheit des Pantheons hat sie sich am Stacheldraht ein Auge ausgestoßen – traurig, aber nicht zu ändern, sie ist der besondere Liebling der Katzenmutter und bekommt immer einen Extrahappen, den wir ihr alle von Herzen gönnen.



Sie gingen nach Berlin



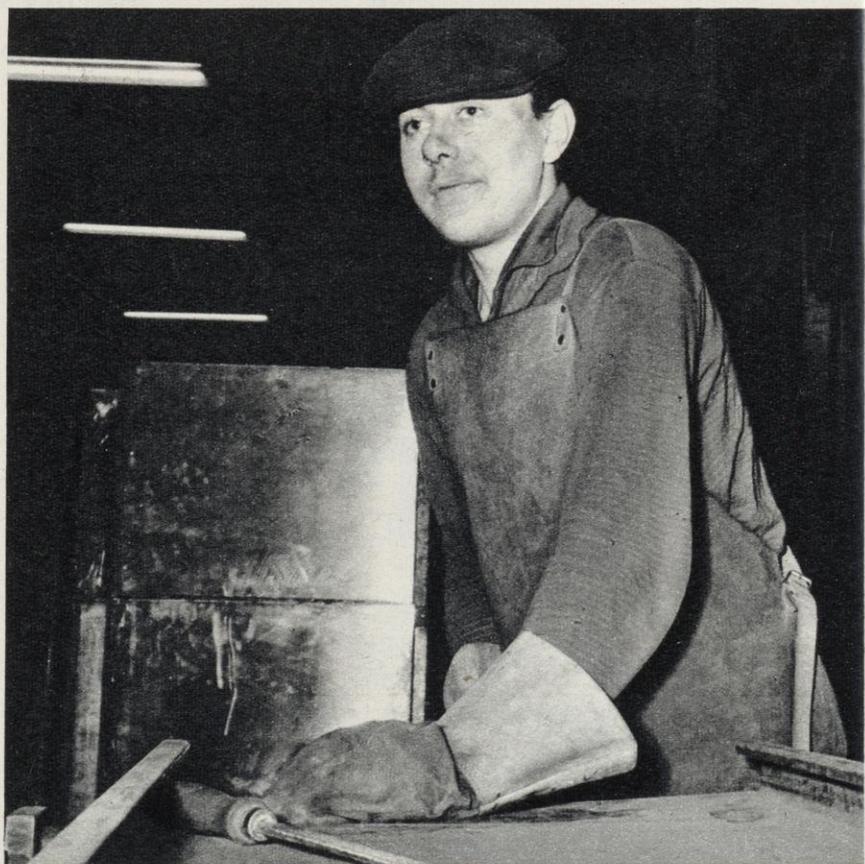
Wilhelm Ringeln: 19 Jahre, Maschinenschlosser. Seit November 1961 in Berlin. Er ist von Salzgitter gekommen. Wollte mal von Hause weg. Gefällt ihm gut, Betriebsklima ist besser als in Salzgitter. Will mehrere Jahre in Berlin bleiben und hat sich zur Abendschule angemeldet, um Techniker zu werden (Beuth-Schule).



Kurt Siegfried Hartwich: 22 Jahre, Schlosser, jetzt tätig als Schweißer. Am 16. November 1961 mit seinem Bruder (Hans-Georg Hartwich, 20 Jahre) von Salzgitter gekommen. Einmal etwas anderes kennenlernen, weil in Salzgitter nicht viel los ist. Es gefällt ihm gut, und er will länger in Berlin bleiben. Verdient genauso viel wie in Salzgitter, wohnt aber in Berlin privat und hat deshalb weniger von seinem Verdienst.

Günther Müller: 20 Jahre, Schweißer. Gefällt ihm gut, ist selbst Berliner, hat aber vorher bei seinen Eltern in Salzgitter gewohnt. Hat jetzt in Berlin ein möbliertes Zimmer. Will länger in Berlin bleiben. Links der Jugendsprecher.

Werner Johannes: 19 Jahre, Elektroschweißer. Kommt aus Bremen und war auf einer Schiffswerft beschäftigt. Ist vom Arbeitsamt nach Berlin vermittelt worden, war aber nicht arbeitslos. Ist mit einem Kameraden zusammen von Bremen gekommen, der bei derselben Firma war, und wohnt jetzt mit ihm gemeinsam in einem möblierten Zimmer.



Als die von den Machthabern der Ostzone errichtete Schandmauer in Berlin die Menschen, die alltäglich von Ostberlin nach Westberlin zur Arbeit kamen, ihres Arbeitsplatzes beraubte, bestand die Gefahr, daß Westberlin aus Mangel an Facharbeitern in eine Krise geraten würde. Angeregt von der Gewerkschaftsjugend erließ der Deutsche Bundesjugendring einen Aufruf an junge Facharbeiter, in möglichst großer Zahl Arbeit in Berlin anzunehmen. 16000 junge Facharbeiter sind bisher diesem Aufruf gefolgt. Einige junge Metallarbeiter, die aus Westdeutschland nach Berlin in Arbeit gingen, haben wir während des Jugendkongresses aufgesucht. Unsere Fotos zeigen sie. Sie fühlen sich in Berlin wohl und sind froh, den Sprung gewagt zu haben. Selbstverständlich sind sie alle in der IG Metall organisiert.

Sie haben im Jugendsprecher des Betriebes schnell einen guten Freund gefunden, der ihnen das Einarbeiten leicht machte. Was heißt hier leicht? Der tüchtige Facharbeiter hat es immer leicht, denn er kann ja auf sein Können pochen. Immerhin, es ist doch eine etwas fremde Umgebung, wenn man in eine fremde Stadt geht. Nun, Wohnung wurde ihnen besorgt. Einer lebt bei seinen Eltern.

Sie sind gut Freund geworden mit den Vertrauensleuten der Gewerkschaft. Und manchmal gehen sie zusammen mit dem Jugendsprecher hinaus in das schöne neue Heim der Metalljugend, um dort Vorträge zu hören, zu diskutieren, zu lesen oder auf einem Schemel an der kleinen Bar zu sitzen und nichts anderes zu tun, als sich mit Jungens und Mädchen zu unterhalten.

Sie fühlen sich wohl in der großen und freien Stadt Berlin, denn sie haben schnell Freunde gefunden. Und wenn man die hat, dann lebt es sich ohnehin leichter.

Wir haben hier auch ein Bild vom neuen Heim der Metalller abgedruckt. Das Heim ist schön und geschmackvoll eingerichtet, doch davon wollen wir ein andermal berichten.



Hantelmann: 20 Jahre. Im November 1961 aus Salzgitter gekommen. Hat dort bei den Eltern gelebt und wohnt in Berlin privat. Es gefällt ihm sehr gut, und er hat sich zur Beuth-Schule angemeldet. Will bestimmt vier Jahre in Berlin bleiben, vor allem wegen der besseren Ausbildungsmöglichkeiten.

Herbert Bock: 18 Jahre. Ist im November 1961 von Salzgitter gekommen, wo er bei seinen Eltern gewohnt hat. In Berlin wohnt er privat. Der Betrieb und Berlin gefallen ihm ganz gut. Bleibt wahrscheinlich ein Jahr in Berlin.



Wie erfährt der interessierte Zeitgenosse die Geheimnisse seiner Mitmenschen? Jeder Schuljunge weiß das heutzutage. Er bringt geschickt in der Wohnung des Geheimnisträgers ein verstecktes Mikrofon an, zieht seine Drähte und schaltet eine Etage tiefer im richtigen Augenblick ein.

Preiswerte Abhörvorrichtungen liefert jede Elektrofirma. Aber auch die beliebte Do-it-yourself-Methode kann weiterhelfen, wo ein zu schmales Budget den Gang in die Einkaufskontore der Industrie verwehrt. Über den Ort der Mikrofonanbringung informiert in ausreichendem Maße der in- und ausländische Film, jedoch auch aus Romanen und aus der Zeitungslektüre sind wertvolle Anregungen zu beziehen. Schwierigkeiten bei der Installation ergeben sich kaum, lernt doch bereits der Zwölfjährige im Physikunterricht mit Spulen, Drähten und Magnetfeldern trefflich umzugehen. Wie dienlich für das spätere Fortkommen kann es sein, wenn man sich schon in jungen Jahren mit dem neuesten Stand der Dinge auf diesem ebenso weiten wie aussichtsreichen Gebiet vertraut macht. Nicht nur kleinere und größere Auskunfts- und Detektivbüros suchen laufend Fachkräfte. Auch das Vaterland hält hier für den Spezialisten ehrenvolle Aufgaben bereit. Dem Pensionsanspruch des Abwehrmannes entsprechen vollauf die höheren Honorare, die in der freien internationalen Spionage bezahlt werden. Ist der Abhörmann außerdem ein bißchen schreibgewandt, stehen ihm später für seine Enthüllungen alle illustrierten Blätter offen. Ja, bis zum Memoiren- und Drehbuchautor kann er es bringen. Dem Strebsamen eröffnet sich hier eine Berufskarriere, die von den Beratungsstellen unserer Arbeitsämter nur allzu leichtfertig immer wieder verschwiegen wird.

Nun, wir Europäer hinken aus einem falschverstandenen Konservatismus häufig dem Trend der Zeit ein bißchen hinterher. Aber was soll man davon halten, wenn man folgenden Vorfall aus Amerika, dem sonst so zukunftsfrohen Land der unbegrenzten Möglichkeiten, liest! In der exklusiven Schule von Gronton (Massachusetts), in der berühmte Amerikaner wie Roosevelt oder Dean Acheson erzogen wurden, hat man jüngst einen Abhörapparat ausgehoben, der seine Drähte bis ins Direktorenzimmer gezogen hatte. Mit einer Sorgfalt, die jedem Geheimdienst zur Ehre gereicht hätte, hatten drei Söhne prominenter Familien im Arbeitsraum des Direktors ein Mikrofon verborgen, eine Leitung bis zu ihrem Schlafraum im Internat gelegt und dort ein Tonband angeschlossen. Welche Geheimnisse die Jungen erfahren haben, wurde nicht bekannt. Als die Sache herauskam, flogen sie von der Schule.

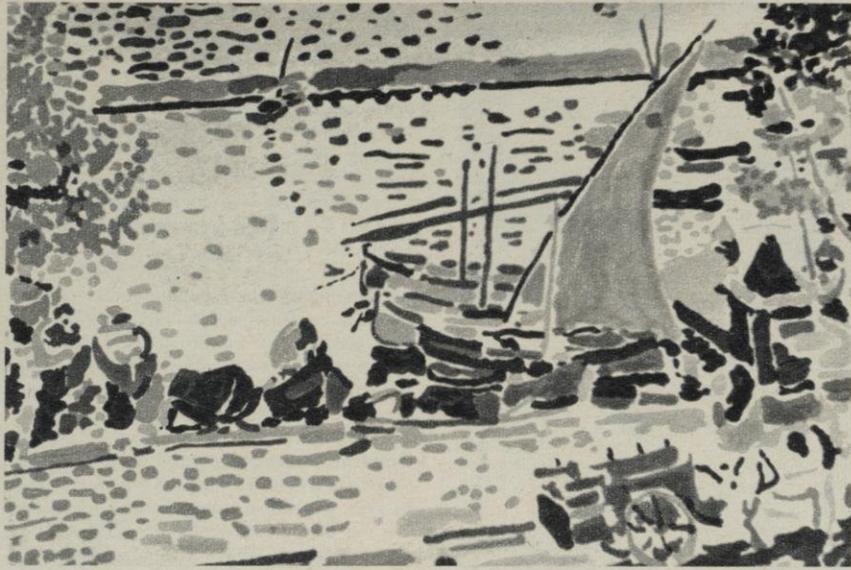
Statt ihre sorgfältige Arbeit, die eine Talentprobe ohnegleichen darstellt, gebührend zu loben, hat man sie relegiert; hat den amerikanischen Geheimdienst schamlos um seine begabtesten Nachwuchshoffnungen betrogen. Denn gewiß werden sich die drei jetzt bürgerlichen, längst überfüllten Berufen zuwenden, werden vielleicht Lehrer werden oder Pfarrer oder sonst was.

Da sagt man immer, es sei die vornehmlichste Aufgabe der Schule, bereits im Kind die starken, vielversprechenden Anlagen zu erspüren. Und dann behandelt man drei geborene Abhöränner so. Etwa weil sie den Rektor ihrer Schule abhörten und es dem nicht paßte? Ja, wo auf der Welt paßt es denn bitte einem, der ein Mikrofon in den Blumentopf geschmuggelt bekommt. Das liegt doch in der Natur dieses Berufs, das muß man doch bedenken!

Da erzählt man den Kindern von Heschel bis Massachusetts, daß sie nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen. Ja, wie stellen sich die verantwortlichen Erzieher denn das Leben vor? Etwa ohne Abhörvorrichtungen? Das gibt's ja heute nicht mal mehr in Afrika. Denn selbst die Afrikaner kriegen Abhörvorrichtungen im Zuge der Entwicklungshilfe längst geliefert.

Gerd Angermann

Zum Werk André Derains



Hafen von Collioure (Ölgemälde)

Der Name André Derain zaubert auch heute noch in der Vorstellung von Kunstinteressierten Gemälde von größter Explosivkraft hervor, einen Farbenrausch von Rot und Blau, von Orange über Zinnober zu Lila und Violett, von Komplementärkontrasten Orange-Blau und Grün-Rot. Man erinnert sich, daß Derain mit seinem Freund Vlaminck und Matisse zu den revolutionären Führern des Fauvismus (einst ein Spottname, der soviel wie „wilde Tiere“ bedeutet) gehört. Diese Künstler peitschten Farbflächen auf die Leinwand, Farbflächen, die in einer perspektivischen Zeichnung die Fläche zu betonen haben.

Jene Periode vor etwa einem halben Jahrhundert hat dem Maler einen ruhmvollen Platz in der Kunstgeschichte gesichert. Immer wieder sind es diese fauvistischen Gemälde, die in kunstgeschichtlichen Übersichten genannt und abgebildet werden, ja, die Gemälde jener Zeit erscheinen als Kunstdrucke, Postkarten und in Kalendern. Kein Wunder, daß Derain für alle Zeiten als fauvistischer Maler abgestempelt zu sein scheint.

Daß diese „Wilden“ bei uns in Deutschland so großen Widerhall fanden und heute wieder finden, kann sicherlich auch auf die Tätigkeit un-

serer Brücke-Künstler zurückgeführt werden. Sie, die mit Derain Gleichaltrigen (Kirchner, Pechstein, Heckel, Schmidt-Rottluff) wurden uns in der Nazizeit zwar vorenthalten, sind aber nach dem Kriege um so stärker in unser Bewußtsein – und namentlich in das der Jugend getreten.

Das Jahr 1905 gehört sowohl den Fauvisten wie den Brücke-Malern: jenen wegen des berühmten Pariser Herbstsalons – diesen als Beginn in Dresden.

Derain ist unter den ersten, die die Negerkunst ernst genommen haben. Seine damals gemalten Köpfe und Stilleben sind wie aus Holz geschnitzt, seine Häuser zeichnen sich durch kubische Behandlung, seine Bäume und Sträucher durch plastische Formung aus. In diesen Jahren ist er mit Picasso und Braque eng verbunden, der berühmte Pariser Kunsthändler Vollard fördert ihn, und Kahnweiler, Picassos Freund, nimmt ihn 1907 unter Vertrag.

Nach diesem stürmischen avantgardistischen Beginnen wird es um Derain stiller. Es macht sich bei den Kunstkritikern ein Unbehagen breit über seine stilistischen Wandlungen. Diese malerischen Experimente eines kunsthistorisch Gebildeten besaßen nicht die Kühnheit eines Picasso, der ja auch auf verschiedenen Gebieten zu schaffen versteht. Aber die Rückwendung Derains zu den alten Italienern – etwa Carracci und Caravaggio –, seine neubarocken Tendenzen und nicht zuletzt die konventionelle, glatte Malerei seiner späteren Jahre, alles das hat viele Kunstfreunde, die noch vor einer Generation für die revolutionäre Kunst dieser „Wilden“ auf die Barrikaden gegangen wären, arg verstimmt. Natürlich nahm man ihm dann auch die Verwandtschaft zu Modigliani, der nun mal seinen ganz bestimmten Stil geprägt hat, übel. Und von einem Landschaftsbild aus Moskauer Besitz hieß es, daß jene in heftiger Bewegung abstrahierten Bäume „auf seltsame Weise an den Futurismus und an Delaunays Interieurs von Kirchen erinnern“.

Es ist also still um Derain geworden. Und wer hat seinem Tod im Jahre 1954 große Beachtung geschenkt? Nicht etwa, weil Derain mit seinen 74 Jahren einer vergangenen Generation angehört hätte; Matisse, der im gleichen Jahre starb, war sogar um elf Jahre älter, Picasso Jahrgang 1881, also nur um ein Jahr jünger, Braque Jahrgang 1882, Klee 1879, Delaunay 1885. Aber man hatte begonnen, dem Maler Derain zu mißtrauen.

Jahrzehntelang war der Künstler erfolgreicher als Bühnenbildner und Kostümgestalter tätig. Manche seiner Zeichnungen (Harlekin, 1924)

verdankt dieser Tätigkeit ihre Entstehung. 1919 entwirft Derain die Bühnenbilder zu Claudels „Verkündigung“, und kein Geringerer als Diaghilev übertrug ihm Dekor, Kostüme und Vorhang für ein Ballett von Rossini; noch in den fünfziger Jahren – also in seinem achten Lebensjahrzehnt – stattet er Opern für das Musikfestival in Aix-en-Provence aus.

1939 setzt plötzlich eine fruchtbare bildhauerische Tätigkeit ein, die bis zu seinem Tode anhält. Wer diesen Künstler wegen seiner frühen Gemälde liebt und sich ihm verbunden fühlt, wird sich freuen, nun doch noch einmal einen Höhepunkt im Werk des Meisters zu entdecken. Eine Wanderausstellung, die 37 nach dem Tode gegossene Bronzeplastiken beherbergt, vermittelte in Frankfurt (Galerie Prestel), Hamburg (Cometer), Köln (Galerie Boisserée) und Düsseldorf (Vömel) ein eindrucksvolles Bild und eine erstaunliche neue Seite des Bildhauers Derain.

Nach dem, was wir von seiner malerischen Tätigkeit wissen, und zwar nach Beendigung seines frühen Stils, wie er seine Köpfe skulpturartig auf die Leinwand setzt, wie er illusionsplastische Experimente, den Renaissancemalern abgelauscht, betreibt, wie er mit dem Pinsel seine Figuren modelliert, nach allen diesen malerischen Aussagen Derains ist seine Bildhauerei keineswegs ein unverzeihlicher Seitensprung, sondern ein natürliches Ergebnis des Meisters; zumindest fügen sich seine Bronzen genauso logisch in sein Gesamtwerk ein wie die eines Picasso oder Braque in die ihrigen.

Mit Begeisterung hat der Künstler die romanische Kunst, die herrlichen Stein- und Holzbildwerke studiert und mit Interesse in den Galerien und Museen besonders das Schaffen der sogenannten Primitiven Europas und Afrikas und in noch fernerer Ländern verfolgt. Zwar klingt es paradox, daß gerade dieser äußerst gebildete Mensch sagt, die große Gefahr für die Kunst sei ein Übermaß an Kultur, der wirkliche Künstler sei ein unkultivierter Mensch... Aber vielleicht ist gerade er, der alle Stile und Zeiten kennt, der die Perfektion und Virtuosität in seinen späteren Gemälden, manchmal sogar in unerträglicher Weise dokumentiert, vielleicht ist gerade dieser Künstler berufen gewesen, für die Art, wie sie in seinen späten Bronzen zum Ausdruck kommt, nicht zuletzt wegen seiner geheimen Liebe zur unverfälschten naiven Kunst. In der Tat entströmen diesen Köpfen, Masken und Figurenreliefs eine Urwüchsigkeit und eine faszinierende Kraft, wie sie bei Derain nur am Anfang seiner Laufbahn als Maler zu sehen waren. In dieser Bildhauerei kehrt er der Glätte und dem Historizismus des 19. Jahrhunderts den Rücken, ja, er schafft in unserer perfekten Zivilisation erfrischende, unter Umständen beunruhigende Gegenpole. Seine hübschen, dekorativ nett gemalten Damenporträts sind vergessen; seine maskenhaften Bronzen sind allerdings nicht schön, immerhin wahr, und wenn man den ersten Schock überwunden hat, gehen sie ans Herz.

Vor diesen mythischen, späten Köpfen, vor den bäuerlichen Reliefs – vor den Bildhauerwerken also bekäme die Anekdote, die von der Entstehung des Namens „Fauve“ kündigt, einen eigenartigen Klang. Es wird nämlich berichtet, daß in besagtem Pariser Herbstsalon, inmitten jener berühmten Ausstellung der etwa 25jährigen stürmischen Franzosen, auch eine klassische Kleinbronze eines wenig bekannten Bildhauers gestanden habe, die den Kunstkritiker Louis Vauxcelles zu dem berühmten wegweisenden Ausruf veranlaßt haben soll: „Donatello, parmi les fauves – Donatello unter den wilden Tieren!“ Ständen diese Plastiken Derains und seine Gemälde der gleichen Zeit zusammen in einem Saal, so könnte man umgekehrt ausrufen: Welche wilden, ungewöhnlichen bildhauerischen Schöpfungen unter den klassischen, konventionellen Leinwänden.

Günther Ott



Harlekin (Zeichnung)

Frauenkopf (Bronze)



Maske (Bronze)



Nieviel ist Ihnen der Weltfrieden wert?

In einem geräumigen Büro in Torontos Bloor Street herrscht fieberhafte Aktivität. Hier ist das Hauptquartier des Canadian Peace Research Institute. Ehe sein Begründer, der Nuklearphysiker Dr. Norman Alcock, das Kanadische Forschungsinstitut für den Frieden schuf, war er Technischer Direktor der kanadischen Curless-Wright Werke mit einem Jahresgehalt von 5000 Dollar.

„Ein Sofort-Programm für den Frieden ist notwendig!“ erklärt der schlanke, jugendlich aussehende Gelehrte. „Die Zeit verrinnt schnell... Mir haben kaum mehr als zehn Jahre, um die Menschheit davor zu bewahren, durch einen Krieg in Staub und Asche verwandelt zu werden...“

Prominente Kanadier, Universitätsprofessoren und Persönlichkeiten des Geschäftslebens gehören dem Direktorium des Canadian Peace Research Institute an. Dr. Franc R. Joubin, der berühmte Geologe, Präsident großer Bergwerksgesellschaften und als Entdecker der riesigen Uranvorkommen im Blind River Distrikt weithin bekannt, gehört zu ihnen.

„Wenn Gelehrte während des Krieges Sofort-Programme durchführen können, warum sollten sie dies nicht im Dienste des Friedens tun?“ bemerkt Dr. Alcock. Er will „Research Teams“, die aus Historikern, Soziologen, Physikern, Mathematikern, Volkswirtschaftlern, Publizisten u.a. bestehen, bilden.

12000 Sammler gehen zur Zeit in Kanada von Haus zu Haus, um die Mittel aufzubringen, die es dem Canadian Peace Research Institute ermöglichen werden, den Kampf für den Frieden zu beginnen. Es wird gehofft, auf diesem Wege 2000000 Dollar zu erhalten.

Das Wirken des Kanadischen Forschungsinstitutes für den Frieden wird in enger Zusammenarbeit mit den Universitäten vor sich gehen. „Niemals wurde eine ähnliche Art der Forschung versucht“, behauptet Dr. Alcock. Das Canadian Peace Research Institute will das Problem der „Internationalen Spannungen“ untersuchen und feststellen, in welchem Ausmaß die Volkswirtschaft „auf Krieg“ eingestellt ist.

Dr. Alcock weist darauf hin, daß Kriege natürlich durch eine Reihe von Ursachen entflammt werden können. Die größten Gefahren sind lokale Konflikte (wie um Berlin); die Entscheidung eines Generals, der glaubt, daß ein Feindangriff bevorsteht und dem vorgreifen will – und natürlich die Möglichkeit eines „elektronischen Unglücks“.

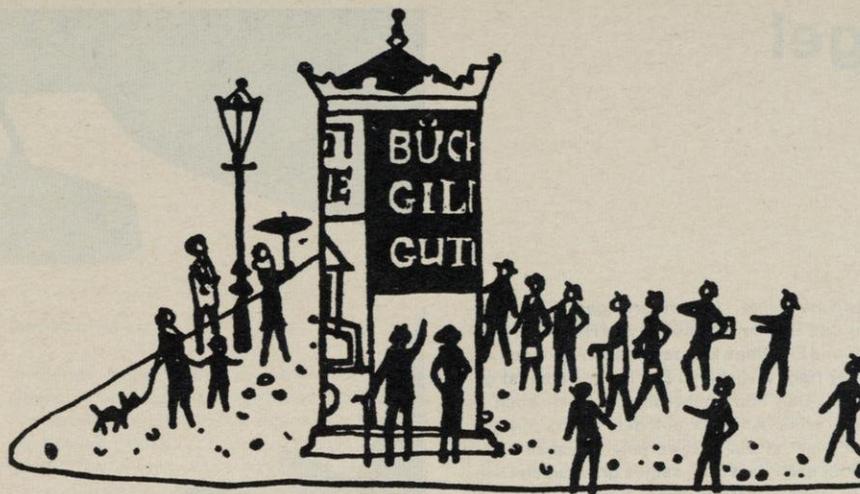
„Ein Krieg muß nicht beabsichtigt gewesen sein“, erklärt der kanadische Physiker. „Er kann entflammen, ohne daß eine Nation dies beabsichtigte. Dies ist die größte Gefahr der kommenden Jahre...“

Während an den Pugwash-Konferenzen des kanadischen Millionärs Cyrus Eaton jeweils für einige Tage achtzig Gelehrte aus aller Welt teilnehmen, hofft das Kanadische Forschungsinstitut für den Frieden hingegen, hunderte Gelehrte in aller Welt zu beschäftigen – 365 Tage im Jahr. Bei Jahresende hofft Dr. Alcock bereits 25 prominente Soziologen, Staatswirtschaftler, Publizisten, Physiker, Historiker, Psychiater u. a. in Aktion zu haben – im Dienste des Canadian Peace Research Institute.

Obwohl Dr. Norman Alcock seine ganzen Ersparnisse der Verwirklichung des Kanadischen Forschungsinstitutes für den Frieden widmete, ist er kein Träumer. Daher gehört auch ein smarter Public-Relations-Experte zu seinen Mitarbeitern.

„Wieviel ist Ihnen der Weltfrieden wert?“ fragte Kanadas „Financial Post“ vor kurzem ihre Leser im Rahmen eines Berichtes über das Canadian Peace Research Institute. In den kommenden Tagen wird jeder Kanadier eine persönliche Antwort darauf geben können. Doch in einer Zeit, in der Jahr um Jahr Riesensummen für Waffen aller Art vorhanden sind, kann man dem Kanadischen Forschungsinstitut für den Frieden die erhofften 2000000 Dollar gönnen und seiner Arbeit vollen Erfolg wünschen.

Walter Jelen, Toronto



Tewje, der Milchmann

Die Literaturbesseren unter uns kennen die allgemeinen Werke der großen Humoristen der Weltliteratur, von Cervantes den Don Quijote, von Chamisso den Peter Schlemihl oder von Hasek den braven Soldaten Schwejk. Nur wenige wissen, daß aus der Mitte der Ostjuden, der Juden, die in den polnischen und russischen Provinzen in besonderen Ansiedlungs-Rayons meistens in bitterster Armut lebten, ein Dichter, ein Humorist hervorgegangen ist, dessen in jiddischer Sprache geschriebenen Werke man getrost mit in die Reihe der Großen stellen kann – Scholem-Alejchem. Sein Geburtsname ist Scholem Rabinowitsch. Er wurde 1859 in Perejaslaw, Ukraine, geboren und starb 1916 in New York. Das literarische Pseudonym, das er sich gab und worunter er es zu Ehren und Weltruh brachte, ist kennzeichnend für diesen stillen und bescheidenen Dichter. Es bedeutet „Friede mit euch“ und ist der Friedensgruß seines Volkes im wiedererstandenen Israel und auch in der Zerstreuung in der ganzen Welt. Der Humor seiner Werke ist von einzigartiger Prägung, und wie bei allen großen Humoristen ist auch in ihnen die Träne nicht weit. Wo er anklagt, wo er satirisch wirkt, schimmert Tragisches durch, doch auch versöhnende Hoffnung und Gottvertrauen. Gorki, der zu seinen Freunden zählte, sagte von ihm: „Seine traurigen Geschichten kann man nicht ohne Lachen lesen, bei seinen lustigen Geschichten fällt es schwer, die Tränen zurückzuhalten.“

In seinen Erzählungen und Geschichten macht er uns vertraut mit der uns fremden Welt der Ostjuden. Als einer von ihnen schrieb er sie in ihrer jiddischen Sprache, einer Sprache, die zu vierfünftel aus ober- und mitteldeutschen Wörtern besteht, wie sie einst im Mittelalter in den südlichen und westlichen Gauen unseres Vaterlandes gesprochen wurden und die die Juden bei ihrer Vertreibung mit nach Polen und Rußland brachten, wo sie sich im Laufe der Zeit mit slawischen und hebräischen Wörtern vermischte und dort neben dem Hebräischen die zweite Schriftsprache der Juden wurde und heute noch gesprochen wird. Es ist eine eigenartige Welt, die er uns schildert, überschattet von Elend, Armut und Not und reich an geistigem Leben, in welchem sozialistisches und zionistisches Gedankengut, jüdische Mystik (Chassidismus) und tiefe Religiosität sich seltsam vermischt haben. Es ist eine versunkene Welt. Hitlers barbarische Ausrottung hat wohl das meiste dazu beigetragen.

Tewje, der Milchmann, ist ein typischer Vertreter dieser Welt. Er lebt mit seiner Familie in bitterster Armut. Der einzige Reichtum sind sieben heranwachsende Töchter. Durch einen glücklichen Zufall gelingt es ihm, sich eine bescheidene Existenz aufzubauen: Er versorgt die im Umkreis lebenden Familien und Sommerfrischler mit Milch und Milchprodukten. Der Dichter läßt Tewje selbst sprechen: Dieser erzählt ihm sein Schicksal, seine Hoffnungen, die sich vornehmlich auf die Versorgung seiner über alles geliebten Töchter richten, denen er das eigene schwere Leben, die eigene Armut zu ersparen sucht.

In seinen Erzählungen lernen wir Tewje als einen biederen, einfachen Mann kennen, dessen Stolz die Kenntnis der heiligen Schriften seines Volkes ist und deren Inhalt und Worte er sich in naiver Weise für seinen Alltagsgebrauch auslegt, zurechtbiegt und bei jeder Gelegenheit zitiert. Seine Gutherzigkeit und Weltfremdheit bringen ihm manchen Zusammenstoß mit der realen Welt ein, das Schicksal versetzt ihm schwere Schläge, aber alles versucht er mit nie erlahmendem Optimismus und naivem Gottvertrauen, mit Humor, aber manchmal, wenn es zu hart kommt, mit bitterer Ironie, zu meistern. Die Töchter gehen eine nach der andern aus dem Haus, oft anders, wie er es sich für sie gedacht hatte. Eine folgt dem geliebten Mann in die sibirische Verbannung, eine andere, durch Treulosigkeit in tiefes Leid gebracht, erwählt den Tod. Schließlich stirbt auch noch seine Lebensgefährtin, zermürbt von Leid und nimmermüder Arbeit, und fast am Ende seiner Tage verliert er die ihm vertraute Welt, die Heimat. Ein reicher Schwiegersohn, wissend um die Sehnsucht der Juden nach dem heiligen Land Palästina, schiebt den ihm wegen seiner Einfachheit Lästigen nach dort ab.

Es ist das einzige Werk des Dichters, welches in deutscher Sprache erschienen ist. Dem Insel-Verlag ist es zu danken, daß er es herausgebracht hat. Die Übersetzung aus dem Jiddischen besorgte Alexander Eliasberg. Max Brod schrieb ein Nachwort. Das deutsche Fernsehen brachte vor einiger Zeit eine Hörspielbearbeitung.

Walter Haak

Scholem-Alejchem, Tewje, der Milchmann
Insel-Verlag, Leinen, 9,80 DM

Neu-erscheinungen der Büchergilde Gutenberg

Was Walter Dirks in der Einleitung zum „Bildungsbuch der Büchergilde“ (Band I), dem wichtigsten Produkt der Gildenbücher dieses Quartals, über den Wandel des Begriffs „Wissen ist Macht“ sagt, nämlich, daß damit nur die halbe Wahrheit ausgesprochen sei, hängt entscheidend mit der Entwicklung unserer Arbeiterbewegung zusammen. Wissen nur um des Vorteils willen – oder auch: Wissen aus echtem, zwecklosem Bildungsverlangen, um des Glückes halber, sich eine Welt geistig zu erobern?

Der 643 Seiten starke, von Prof. Dr. Wilhelm Westphal herausgegebene Band mit seinen 845 Abbildungen aus allen Bereichen der Naturwissenschaften macht eine solche Anleitung für den, der in seinen Freistunden sich die Grundlagen auf den Gebieten der Physik, Chemie, Astronomie, Kosmologie, Astronautik, Meteorologie, Geologie, Geographie, Botanik, Zoologie, der Genetik und der Lehre vom Menschen und seinen Krankheiten nach und nach aneignen möchte, gewiß nicht überflüssig.

Zu den bedeutendsten Werken des führenden Geschichtsschreibers des 19. Jahrhunderts Leopold v. Ranke, der sich durch eine strenge Quellenkritik auszeichnete, gehören „Die römischen Päpste“ der letzten vier Jahrhunderte, das heißt vom frühen Mittelalter bis zu Pius IX. In einem Band, mit Abbildungen, ist es eine nach wie vor fesselnde Lektüre. (816 Seiten, mit 67 Tiefdrucktafeln.)

Ein besonderes Lob muß dem ausnehmend schönen Hölderlin-Band in dunkelrotem Leinen auf Dünndruckpapier gezollt werden; auf 1343 Seiten, herausgegeben von dem Hölderlin-Forscher Prof. Friedrich Beissner, ist alles enthalten an Dichtungen, Aufsätzen, Übersetzungen und Bruchstücken, mit einem Register der Überschriften und Gedichtanfängen und dem Nachwort des Herausgebers. Was Hölderlin, der lange Verkannte, im „Hyperion“ den Deutschen zu sagen hat, der Hinweis auf den Zwiespalt zwischen Geist und Tat, ist keineswegs veraltet.

Am prächtigsten unter den Bildbänden ist das von Ullstein übernommene Werk „Sinai“ von Georg Gerster, der hier die Resultate von neun Expeditionen als Autor und Fotograf niedergelegt hat. Auf Moses' Spuren durchforschte er die kulturgefüllte Halbinsel zwischen den Golfen von Suez und Akaba. Trotz der politischen Spannungen hat man Gerster sowohl in Kairo wie in Jerusalem geholfen. Mit 120 seltenen Fotos ein bewegendes Werk.

Mit der Psyche der Tiere beschäftigt sich der bebilderte Band „Wie im Paradies“ von Franz Joseph Pootmann, der unter anderem die Verhaltensweisen von Pinguinen, Vögeln, Bienen, Bären, Elefanten, Schwänen, Robben und Spinnen untersucht – Erkenntnisse und Erfahrungen, die uns auch unsere Haustiere in einem neuen Licht erscheinen lassen.

Die Fotografin Hed Wimmer versteht es, mit ihrem frischen Kamerabericht „Drei Fischereijungen auf Sizilien“ (46 Seiten, 58 teils ganzseitige Bilder) den schweren Alltag der sizilianischen Jugend in seinem Kontrast zu den Freuden der Ferienreisenden anschaulich zu machen.

Unter den übrigen Büchern möchten wir noch nennen die Lizenzausgabe von Gerhard Szczesny mit Recht seinerzeit als sensationell empfundenem Bekenntnisbuch „Die Zukunft des Unglaubens“, den Lobgesang auf die Helden des Friedens „Stärker als Waffen“ (mit Beiträgen von Alfred Nobel, Berta v. Suttner, Elsa Brandström, Fridtjof Nansen, Gandhi, Albert Schweitzer, Kardinal Galen, Victor Gollancz und Henri Dunant), Hans Werner Richters gut erzählten autobiographischen Roman „Spuren im Sand“, des jetzt sechzigjährigen John Steinbeck merkwürdiges Buch „Die wunderlichen Schelme von Tortilla Flat“, Richard Masons in Hongkong spielenden, tief sozialen Liebesroman „Suzie Wong“ und, zu guter Letzt, Dostojewskijs erschütternden, das Christusthema angehenden Roman „Der Idiot“.

Das siebte Siegel

Spätestens seit „Wilde Erdbeeren“ weiß es auch der DurchschnittsKinogänger: Die Filme eines Ingmar Bergmann, und das heißt zugleich Filme von vergleichsweise kaum erreichter gedanklicher Tiefe und künstlerischer Intensität, wurden hierzulande sträflich lange vernachlässigt. Auch der heute zu wertende Film, „Das siebte Siegel“, vielfach als „die Faust-Version des großen Schweden“ bezeichnet, lief endlich, nach sechsjährigem Siegeszug um die ganze Welt, mit Höchstpreisen überschüttet in bundesdeutschen Filmtheatern an. Der Titel des Films ist einer Stelle aus der Geheimen Offenbarung des Johannes entnommen, die Bergmann das Motiv zu diesem Film lieferte: Als das Lamm das siebte Siegel brach, war am ganzen Himmel eine große Stille, ungefähr die Hälfte einer Stunde lang. Gemeint ist hier die Stille vorm großen Weltengericht, und für die Hauptperson des Films, den Ritter Antonius Block, bedeutet sie eine letzte, endgültige Frist vorm Tode. Ort und Zeit der Handlung: Schweden im 14. Jahrhundert. Antonius Block und sein treuer Knappe Jöns kehren vom Kreuzzug ins Heilige Land zurück. Des Ritters Gottesglaube, von vielen grausamen Unbegreiflichkeiten erschüttert, wird auf eine neue, härtere Probe gestellt. Sein Heimatland ist von der Pest verwüstet, die Menschen sind von Angst und Grauen erfüllt. Dann tritt der Tod an den Ritter heran, und obwohl sein Körper längst zur letzten Fahrt bereit ist, möchte sein Geist, angesichts dieses Zerfalls aller Werte stärker denn je, den Sinn des Lebens zu begreifen suchen. Er spielt mit dem Tod Schach und gewinnt Aufschub. Antonius und Jöns ziehen weiter.

Pestverseuchte, Wanderprediger, Geißelbrüder und Gaukler, Demütige und Heuchler, Sünder und Einfältige kreuzen ihren Weg. Doch der Ritter fragt vergebens. Die letzte Partie ist gespielt. Der Tod bleibt Sieger. Doch auch er weiß keine Antwort auf des Ritters Fragen. Auch er ist ein „Geworfener“, dessen Forschen nach dem Sinn seines grausamen Dienstes ohne Erklärung blieb. Nur ein Trost wird Antonius zuteil. Er konnte in der gewonnenen Frist den Gaukler Jof und dessen Familie vor dem Untergang bewahren. Die einzig sinnvolle Tat seines Lebens...

Wie Bergmann in Bildern von düsterer, melancholischer Schönheit ein Panorama menschlichen Irrsins, Leidens und Suchens entwirft, wie er bis zu letzten Fragen menschlicher Existenz vorstößt, das ist in Thema und Form unübertrefflich.

Bergmann kennt sie alle – den Sucher, den Verneiner, den Demütigen und den gleichsam in einer hellen, transzendenten Welt lebenden reinen Toren –, denn sie alle sind ein Teil seiner selbst, und allen gibt er in den von ihm entworfenen Rollen lebendige Gestalt.

Das Reale neben Irrealem, die Chronik neben der Legende, Sinnbildliches neben Konkretem: auf jedem Filmmeter harmonisch zu einem Ganzen von hohem dichterischen Reiz verwoben.

So vollendet vermag dies nur Ingmar Bergmann, der begnadete Filmmagier aus dem hohen Norden.

H. P.

Verleih Constantin Film



**STURM
ÜBER
ASIEN**
Pudowkins
Meisterwerk

Räuber und Gendarm

eine Gauner-Komödie von ungetrübter Heiterkeit
mit Italiens besten Komikern
TOTÓ und ALDO FABRIZI



Regie: Stano und Monicelli / Produktion: Ponti-De Laurentiis / Golden Film im Weltvertrieb der Lux-Film Rom
Verleih: Neue Filmkunst - Walter Kirchner

Neue Filme

Besprochen von Hans Plück

Bevor der Mensch zum Teufel geht

Ein thematisch und formal fragwürdiger Beitrag zum Thema „Spanischer Bürgerkrieg“. Mit spekulativem Scheelblick auf Hemingways „Wem die Stunde schlägt“ bewegt sich der Streifen, angereichert mit Pseudo-Realistik und erotischer Kurzweil, auf schmalem Grad zwischen Kriegschronik und Kolportage, ohne indes auch nur die Spur einfallsreich zu sein. Und wenn gegen Ende gar mittelschönen Dichtworten Federico Garcia Lorcas Mißbrauch getrieben wird, gesellt sich zu des Betrachters Langeweile Verdruß.

Fazit: Es ist nicht nur ums Eintrittsgeld, sondern auch um die verlorene Zeit schade.

Ein Brief, der nie ankam

Verleih: Pegasus-Film

Neuer russischer Film des Dreigestirns Tatjana Samoilowa (Darstellung), Michail Kalatosow (Regie) und Sergej Urussevsky (Fotografie), der in optisch eindringlichen Passagen eine formale Ebenbürtigkeit mit „Wenn die Kraniche ziehen“ aufzuweisen vermag, vom Thematischen her indes nur bedingt halten kann, was der große Vorgänger versprach. Wir begleiten drei Männer und eine Frau auf Diamantensuche durch die einsame, weite Taiga und werden schließlich in banger Filmminuten Zeuge ihres Untergangs. Immer wieder schwenkt die Kamera von der Handlung ab und zaubert in kontrastreichem Schwarz-

Weiß Bilder von unbändiger, wilder Schönheit, immer wieder wird Kunst zum Selbstzweck. Das Spiel der Darsteller voller Pathos, aber – der Haltung des Films entsprechend – voll echtem, stillem Pathos, ihre Gesichter kraftvoll, intelligent, von wohlthuender Natürlichkeit. Und wenn auch die Sache dieser für Vaterland und Idee alles einsetzenden und aufopfernden Menschen so gar nicht die Sache einer in ihrer Grundhaltung skeptischen, wenig engagierten westlichen Jugend ist, so sollten doch hohe Darstellungs- und Kamerakunst gebührenden Anreiz bieten. Der Versuch lohnt.

Fieber im Blut

Verleih Warner Bros

Ein in Thema und formaler Gestaltung beachtenswerter Film aus der Regie-Werkstatt des Altmeisters Elia Kazan. Konsequenter mutige Schilderung des Scheiterns einer jungen, ehrlichen Liebe an falschen Erziehungs- und Moralbegriffen der amerikanischen Provinzgesellschaft Anno 1920. Innerer Höhepunkt: Die lebenssehten, versöhnlich stimmenden Schlußszenen des Streifens, von vollendet schönen Versen des Dichters Wordsworth gleichsam poetisch sublimiert. Als Gesellschaftskritik und Lehrbeispiel für Eltern und Jugend hingegen sehr verspätet, zumal sich zur Gegenwart kaum Parallelen ziehen lassen. Gekonnte Interpretation: Natalie Wood und Warren Beatty.

Filmsplitter

Lehrjahre der Liebe

Pallas Filmverleih

Mit schöner Regelmäßigkeit werden gerade in Frankreich die Werke klassischer Literatur vor die experimentierfreudigen Filmkameras bemüht, und mit fast der gleichen Regelmäßigkeit müssen die verantwortlichen Inszenatoren ihre stolzen Hoffnungen unter den Trümmern eines von verständigem Publikum als gescheitert erklärten Versuchs begraben sehen.

Als Ersatz für mangelnde künstlerische Einfühlbarkeit und dem daraus resultierenden Übertragungsvermögen ins Filmisch-Eigenständige wird meist gern mit Rotstift, modernem Aufnahmeverfahren und Starbesetzung operiert.

Einer solchen Herabwürdigung mit ähnlichen Vorzeichen mußte sich jetzt auch Flauberts „éducation sentimentale“ unterziehen. Aus dem klaren, realistischen Werk des großen Franzosen wurde eine per Rotstift auf einige Hauptfiguren reduzierte, sich in dunkler Andeutungstechnik und allzu gestellt wirkenden Liebesszenen ergehende Geschichte aus unseren Tagen, von falscher Sozialkritik zusätzlich verbrämt.

Man will partout originell sein, bleibt aber nicht selten unfreiwillig komisch. Die in die Gegenwart transponierte Handlung, dies ist nicht neu, verlangte eine zeitgemäßere Sprache. Doch auch hier zeigte Drehbuchautor Roland Laudenbach keine glückliche Hand.

Regisseur Alexandre Astruc bekannte in einem Interview unbekümmert, er habe Flauberts Buch seit zwanzig Jahren nicht mehr gelesen.

Dies war gewiß keine Koketterie!

Sommer und Rauch

Verleih Paramount

Soundsovielte Verfilmung eines Bühnenwerks von Tennessee Williams. Das bereits 1948 verfaßte Stück „Der Steinernen Engel“ in Technicolor und Panavision. Drama einer nie lösbaren Spannung zwischen der puritanisch streng erzogenen Alma, der alternden Jungfrau mit der „schönen Seele“, die vor ihrer sinnlichen Leidenschaft, dem „Tier in sich“ flieht und dem triebhaften, jede seelische Existenz leugnenden John, zweier Menschen, die es beständig zueinanderzieht, die aber, nach einem auch für Williams, den „Mann mit dem unbestechlichen Röntgenblick“ nur ahnbaren inneren Gesetz auf ewig voneinander getrennt sein werden. Wie immer man auch des Dramatikers problemgeschwängerte, symbolbeladene Stoffe werten mag, dies bleibt gewiß: dem ernsthaften Künstler bieten sie die seltene Gelegenheit, seine Darstellung in eine meisterhafte psychologische Studie zu steigern. In unserem Falle machen zumindest Una Merkel und Geraldine Page (Alma) von dieser Faustregel Gebrauch, während Laurence Harvey's John – der Page kaum ebenbürtig – mehr Breiten- als Tiefenwirkung zu erzielen vermag. Gut verfilmtes Theater, nicht mehr!

Der Tunnel

In diesen Tagen haben die Dreharbeiten zu einem neuen Film des jungen amerikanischen Produzenten Walter Wood begonnen. Wood, wir kennen ihn von „... der werfe den ersten Stein“, las in Hollywood eine Notiz über die Flucht von 28 Ostberlinern durch einen selbstgebaute Tunnel in den Westen, schon schickte er ein Autorengespann an die Spree, um an Ort und Stelle ein Drehbuch zu verfassen. Hauptdarsteller in der filmischen Wiedergabe dieser Flucht, die Anfang des Jahres erfolgreich ausgeführt werden konnte: Don Murray und Christine Kaufmann.

Böll-Film nach Cannes

Als einziger deutscher Spielfilmbeitrag für die Internationalen Filmfestspiele in Cannes hat die SPIO den Film „Das Brot der frühen Jahre“ nominiert. Der Film entstand nach dem bekannten Roman von Heinrich Böll.

Rassenproblem

Unter dem Titel „Die schwarze Fackel“ drehte der Produzent und Regisseur Roy Baker einen Film, der das Rassenproblem und ganz besonders auch das Verhältnis farbiger Männer zu weißen Frauen kritisch beleuchtet. Der farbige Schauspieler Earl Cameron, selber mit einer Weißen verheiratet, verkörpert neben Sylvia Syms und John Mills eine Hauptrolle des Films.

Mutiges Projekt

Der neue Stanley-Kramer-Film „Ein Kind wartet“ behandelt das schwerwiegende Problem geistig zurückgebliebener Kinder. Unter der Regie des jungen Regisseurs John Cassavetes spielen Judy Garland, Burt Lancaster und 15 dieser bedauernswerten Kinder, die während der ganzen Drehzeit von ihren Lehrern und Ärzten beaufsichtigt werden. Zu diesem mutigen Kramer-Projekt meinte Regisseur Cassavetes: „Bis vor ein paar Jahren hat man solche Kinder versteckt und als Schande für die Familie empfunden. Dieser Film soll zum Nachdenken anregen. Wenn er schon keine medizinische Lösung zeigen kann, so doch eine soziale.“

Amerikanische Filme in Polen stark gefragt

Bei einer Umfrage einer polnischen Filmzeitschrift belegten drei amerikanische Spielfilme den ersten bis dritten Platz in der Rubrik der besten ausländischen Filme 1961. An dritter Stelle stand „Anatomie eines Mordes“, an zweiter Stelle „Das Appartement“, und den ersten Platz belegte die Verfilmung von Tolstois gleichnamigem Roman „Krieg und Frieden“. Letzterer Streifen war seinerzeit in Rußland wegen „Verzerrungen und abwegiger Tendenz scharf angegriffen und in einigen Satellitenstaaten erst gar nicht aufgeführt worden.

Selbsthilfeplan

Dem Selbsthilfeplan der deutschen Filmwirtschaft haben nach dem Verband deutscher Kinobesitzer nun auch die größten Verleihfirmen und der Produzentenverband zugestimmt. Nach besagtem Plan sollen 3 v. H. der Kasseinnahmen der Filmtheater in einen Sonderfonds fließen, der zur Mitfinanzierung der Filmproduktion dient. Die Beteiligten knüpfen jedoch an diesen Plan die Bedingung, daß die Vergnügungssteuer wegfällt. Dieser schon seit langem leidenschaftlich geforderte Wegfall der Vergnügungssteuer wurde in Nordrhein-Westfalen bereits angekündigt.

Brauners „Riskante Welle“

Filmproduzent Artur Brauner will eine neue Filmgesellschaft gründen, die unabhängig von der CCC und der Alfa jährlich etwa drei Filme mit niedrigen Herstellkosten bis zu 350.000,- DM je Film herstellen und jungen Talenten eine Chance geben soll.

Diese Firma – CCC-Kunstfilm getauft – garantiert den Schöpfern des jeweiligen Films schon heute absolute künstlerische Unabhängigkeit vom Drehbuch bis zur Fertigstellung.

Brauners Aufruf gilt jungen Autoren, Regisseuren, Kameraleuten und Schauspielern, die Idealismus, gute Einfälle und eine sichere Hand für heiße Eisen haben.

Jedermann kann Exposé von drei bis vier Schreibmaschinenseiten einschicken, die von einem unabhängigen, fachmännischen Gremium begutachtet werden.

Vor Redaktionsschluß erreicht uns noch die Nachricht, daß bereits 30 Manuskripte junger Autoren bei Brauner eingegangen sind. Das Ergebnis der Auswertung liegt allerdings noch nicht vor.

Europa 57-62

Unter dem Titel „Europa 57-62“ drehten acht Wochenschau-Gesellschaften aus fünf EWG-Ländern den ersten Gemeinschaftsfilm auf europäischer Ebene. Dieser Film, in allen sechs EWG-Ländern gedreht, soll den Einfluß der Europapolitik auf das tägliche Leben der Bevölkerung zeigen.

Preis der Italiener

Alljährlich verleihen die italienischen Filmkritiker ihre Preise an Filme und Filmkünstler. Regisseur Michelangelo Antonioni bekam das Silberne Band für seinen Film „La Notte“. Als bester ausländischer Film wurde Stanley Kramers „Urteil von Nürnberg“ preisgekrönt, und als bester Darsteller wurde Marcello Mastroianni ausgezeichnet. Das Silberne Band für die beste weibliche Hauptrolle wurde in diesem Jahr nicht vergeben.

Statistik

Eine namhafte deutsche Tageszeitung veröffentlichte in diesen Tagen eine Statistik, nach der 1961 in der Sowjetzone nur sieben westdeutsche Filme zur Aufführung kamen. Die Defa selbst stellte 22 Filme her. Fernerhin wurden 22 russische, 17 tschechische, 7 ungarische, 2 polnische Filme und 1 chinesischer gezeigt.

Die Gruppe der westlichen Filme führte Italien mit 10 Filmen an. England entsandte 7 Filme, Frankreich 3, und aus dem amerikanischen Verleihangebot wurde nur 1 Film für aufführungswürdig befunden.

Mit sparsam verwendeten Farben, Fotografie und Zeichnung gestaltet die „Göttinger Neue Filmkunst“ ihre großartigen Filmplakate, von denen rund fünfzig in einer Ausstellung in Köln gezeigt wurden. Fotos: Udo Hoffmann



Jean Paul Sartre: Les jeux sont faits
das Spiel ist aus
Regie: Jean Delannoy
mit Micheline Presle und Marcel Pagliero

Wenn der weiße Flieder . . .

Von Willi Wegner

Sie waren noch sehr jung und liebten einander. Ende Mai wollten sie heiraten, und ihr Aufgebot war schon bestellt. Da kam eines Tages der Mann und brachte dem Mädchen das er heiraten wollte, einen großen Strauß weißen Flieder.

„Wie nett von dir!“ rief das Mädchen. „Weißer Flieder!“ Immer wieder steckte sie ihre kleine Nase in die duftenden Blüten. „Das war doch nicht nötig“, sagte sie, denn sie dachte daran, daß der Flieder gewiß nicht billig gewesen war.

„Ich liebe dich aber!“ sagte der junge Mann. „Und um dir das zu beweisen, ist mir nichts zu teuer!“

Nun waren sie schon mehrere Jahre verheiratet. Und wieder war Mai. An einem der lauen Abende gingen sie durch die Vorstadtstraßen, sahen die Sonne am Horizont, beobachteten die tanzenden Mücken und die ersten summen den Maikäfer.

Plötzlich sagte die Frau: „Du, stell dich mal an die Ecke, und wenn jemand kommt, dann pfeifst du!“

„Weshalb denn das?“ meinte der Mann.

„Frag nicht soviel!“ erwiderte die Frau. Kopfschüttelnd begab sich der Mann an die Ecke und hielt Umschau. Im Halbdunkel des anbrechenden Abends aber sah er seine Frau ein gußeisernes Gitter erklimmen, hörte das Knacken fremder Fliederzweige und wußte nun, daß sie ihn zum Schmierestehen an die Ecke geschickt hatte.

Auf dem Heimweg sagte die Frau: „Schau dich diesen Flieder an! Weißer Flieder! Ist er nicht wunderbar?“

„Ohne Zweifel“, sagte der Mann. „Aber ich möchte nicht, daß du so etwas noch einmal tust! Dieser Flieder gehört nicht uns! Wenn man dich eben erwischt hätte ... na, ich danke schön ... Und ich stehe auch noch Schmiere!“ „Ach, schimpf man nicht!“, sagte die Frau.

Wieder waren ein paar Jährchen vergangen. Längst hatten die Frau und der Mann ihren 25. Hochzeitstag gefeiert. Ihre Haare waren grau geworden und sein Rücken gebeugt. Aber wieder war es Mai.

Sie hatten einen kleinen Garten am Stadtrand, und oft saßen sie auf der Bank vor der Laube, hielten sich bei den Händen und sahen die Sonne untergehen. Auch an diesem Abend. Es war schon schummrig. Da knackte es plötzlich in den Fliedersträuchen, die die Pforte ihres Gärtchens säumten. Die Frau erhob sich, lief zu den Büschen, die ihr ganzer Stolz waren, aber sie kam zu spät. Sie sah nur noch ein junges Mädchen und einen jungen Mann lachend davonlaufen. Die Blüten des weißen Flieders leuchteten noch ein bißchen am Ende des Weges und verschwanden dann in der Dämmerung.

„So eine Unverschämtheit!“ rief die Frau außer sich.

Als sie zu ihrem Mann zurückkehrte, der ruhig sitzengelassen war, sagte er: „Ach, nun schimpf man nicht, Mutter ...“

Nach einer Weile meinte er: „Erinnerst du dich eigentlich, als ich einmal, wenige Tage vor unserer Hochzeit, mit einem großen Strauß Flieder zu dir kam? Es war ebenfalls weißer Flieder.“

„Natürlich“, sagte die Frau. „Mindestens fünf Mark hast du damals dafür ausgegeben, und wir brauchten doch jeden Pfennig für die Möbelraten ...“

„Weißt du“, lächelte der Mann, „ich hab' ja nie darüber gesprochen, aber ...“ Den Rest flüsterte er ihr ins Ohr, und dann lachten sie beide.

